

SWA Scientific Society  
SWA Wetenskaplike Vereniging  
SWA Wissenschaftliche Gesellschaft

# NAMIBIANA

Communications of the ethno-historical study group  
Mededelingen van die etnologies-historiese werksgroep  
Mitteilungen der ethnologisch-historischen Arbeitsgruppe

VOL. III (1) 1981

Beiträge, sowie redaktionelle Korrespondenz,  
bitte direkt an die folgende Adresse richten :

Contributions, as well as any correspondence,  
should please be directed to the following address:

Bydraes, sowel as enige korrespondensie,  
moet asseblief aan die volgende adres gestuur word:

DR. K. F. R. BUDACK,  
Postfach/ P.O. Box/ Posbus 3866,  
Windhoek 9000, SWA

ISBN 094995304  
COPYRIGHT BEIM HERAUSGEBER, SWA WISSENSCHAFTLICHE  
GESELLSCHAFT, POSTFACH 67, WINDHOEK, SWA/ NAMIBIA.

Satz und Druck:  
JOHN MEINERT (Pty) Ltd.,  
Postfach 56, Windhoek

SWA/ Namibia 1981 Auflage: 1 500

# **Inhalt**

Vorwort .....

Diekmann, W., Die Familie Diekmann in Südwestafrika.....

Autorenverzeichnis .....

# Vorwort

In dieser Ausgabe der Mitteilungen unserer Arbeitsgruppe dürfen wir den Südwestern und ihren Freunden die Erinnerungen eines Pioniers vom Waterberg vorlegen. Herr Wilhelm Diekmann, der am 10. Dezember 1980 in körperlicher und geistiger Frische seinen neunzigsten Geburtstag feiern durfte, hat neben seiner eigenen Lebensgeschichte auch die Herkunft und Entwicklung seiner ganzen Familie in unserem Lande ereignisreich und wahrheitsgetreu geschildert. In der norddeutsch-schlichten Darstellungsart des Verfassers zeugen sowohl die Enttäuschungen und Rückschläge der Anfangszeit, als auch die Erfolge der späteren Jahre von unermüdlichem Fleiß, lebendigem Unternehmungsgeist und treuer Beständigkeit. Obwohl er auf eindrucksvolle Leistungen zurückblicken kann, hat sich der Jubilar die angeborene Bescheidenheit und einen humorvollen Charme bewahrt, die jede Unterhaltung mit ihm zur Freude machen. Wir danken ihm für sein Manuskript und für die Fotografien, die er sämtlich zur Verfügung gestellt hat. Wir wünschen Herrn Diekmann und seiner lebenswürdigen Gemahlin Jutta, geb. Holtz, noch viele gemeinsame glückliche Jahre bei guter Gesundheit und hoffen, dass unser Autor seine Erinnerungen eines Tages bis auf die Gegenwart fortführen wird.

Antje Otto, K. F. R. Budack

# Die Familie Diekmann in Südwestafrika

Wilhelm Diekmann, Hamakari

Der Name DIEKMANN ist uralte. Bereits im Mittelalter, als die ersten friesischen Deichbauern begannen, in zäher und schwerer Männerarbeit ihren kostbaren Grund und Boden durch den Bau von Deichen der gierigen Nordsee abzurufen, findet in den alten noch erhaltenen Urkunden der Name Erwähnung. "DIEKMANN" heißt "Deichmann", das waren die Männer, die unter Führung ihres Deichhauptmannes die Deiche erbauten und, wenn die gefürchteten Sturmfluten kamen, ihr Werk gegen das gefräßige Meer, das Jahr für Jahr immer neue Äcker und wertvolle Wiesen verschlang, unter Einsatz des Lebens verteidigten.

Ein solcher Deichhauptmann ist wohl auch der Urahn der Familie Diekmann gewesen. Das Familienwappen, oder wie es bei den Bauern an der Nordsee heißt, die Hausmarke, zeugt davon. Die obere Hälfte der Hausmarke versinnbildlicht auf hellgrünem Grund die weißen anstürmenden Seen, die ein hoher Deich vor jedem weiteren Vordringen schützt. Die untere Hälfte auf braunem Grund weist einen Eichbaum auf, das Symbol urwüchsiger bodenständiger Bauernkraft, dessen Stamm von einem Spaten und einem Morgenstern gekreuzt wird. Der Spaten, das Haupthandwerkszeug des Deichbauern, ist als Wappenzeichen völlig verständlich. Was aber soll der Morgenstern bedeuten, jene gefürchtete Bauernwaffe und stachelbewehrte Eisenkugel, die mit kurzer Kette am langen Stiel, von bärenstarker Bauernhand geschwungen, so manchen stählernen Ritterhelm zertrümmerte?

Die immer reicher werdenden Marschen mit ihren fetten friesischen Kühen reizten nicht nur die stets beutelüsternen Herzöge von Lauenburg und die dänischen von Holstein-Gottorp, sondern auch die überaus geschäftstüchtigen Erzbischöfe von Bremen. Fast 2 Jahrhunderte mussten sich die Deichbauern gegen die Übergriffe ihrer Nachbarn verteidigen und den Spaten mit dem Morgenstern vertauschen. Zweihundert Jahre behaupteten sie sich gegen die Sturmfluten, Herzöge und Bischöfe.

"De nich will dieken, mutt wieken!" das heißt, wer nicht seine sauer erarbeitete Scholle durch Deiche mit dem Spaten gegen die Fluten der Nordsee verteidigen will, der muss weichen. Dieser so bedeutsame und inhaltsschwere uralte Spruch umkränzt auch das Wappenschild der oldenburgischen Diekmanns.

Der Gründer der Familie, Hinrich Anton Diekmann, wurde am 8. März 1792 in Sehestedt geboren. 1810 von den Franzosen eingezogen, konnte er 1812 den französischen Heeresdienst verlassen und in sein Heimatland zurückkehren. Hier gründete er einen eigenen Hausstand. Er hatte zwei Söhne und vier Töchter. Der älteste Sohn, Hinrich Diekmann zog nach Osternburg, in der Nähe der Stadt Oldenburg. Der zweite Sohn, Friedrich Wilhelm, siedelte 1872 nach Wapelergroden über und gründete mit seiner Familie die Ortschaft Diekmannshausen bei Varel, am Jadebusen. Aus kleinen Anfängen entstand im Laufe der Jahre dort ein großer Dampfsägebetrieb. Der Wohlstand mehrte sich und heute heißt das Unternehmen: "Gebr. Diekmann, Diekmannshausen, über Varel / Oldb. Holz- und Baumaterialien-Großhandlung, Dampfsägerei, Hobel- und Mahlwerk." Angegliedert daran ist die Landwirtschaft.

Die Zahl der direkten Nachkommen des Gründers von Diekmannshausen beträgt zur Zeit 116. Im Laufe der Jahre wuchs das Dorf weiter an. 1913 wurde eine neue Bahnlinie erbaut, deren Station den Namen Diekmannshausen trägt. Jetzt besteht das Dorf aus 38 Häusern mit 241 Einwohnern.

Nach dieser Einleitung erzähle ich, Wilhelm Diekmann, als ältester Sohn Gustav Diekmanns, nunmehr die Geschichte unserer Familie.

Meine Voreltern betrieben in Varel in Oldenburg eine Gastwirtschaft, den seinerzeitigen "Butjadinger Hof", heute "Centralhotel". Nach Verkauf dieses Grundstückes zogen meine Großeltern nach Osternburg bei Oldenburg. Sie erwarten dort den Schützenhof "Zur Wunderburg", wo ich später geboren wurde. Mein Großvater war zweimal verheiratet. Des Öfteren erzählte mir mein Vater von seinen beiden Halbbrüdern, die aus erster Ehe meines Großvaters stammten. Ich kann mich aber nur noch darauf besinnen, dass einer von den beiden in die holländisch-ostindische Armee eintrat. Die zweite Frau meines Großvaters, also unsere Großmutter, war: eine geborene Maas. Mein Großvater Hinrich Diekmann hatte fünf Söhne: Friedrich, Wilhelm, Eduard, Theodor und Gustav, sowie zwei Töchter: Amalie und Elise.

Mein Vater, Gustav Diekmann, der am 2. Mai 1866 geboren wurde, hatte nach dem Besuch der Schule neben der Land- und Gastwirtschaft auch das Zimmermannshandwerk erlernt. Diese in Deutschland erworbenen Fachkenntnisse als Handwerker sollten ihm später in Südwest-Afrika beim Aufbau seiner Farm von unschätzbarem Wert sein. Um die Welt kennen zu lernen, heuerte er mehrmals als Schiffszimmermann auf Segelschiffen an, und ich entsinne mich noch ganz genau, wie unser Vater mit großer Begeisterung uns Kindern von seinen Seereisen erzählte.

Als der Tüchtigste und Fähigste von seinen Geschwistern wurde er, obwohl er der Jüngste war, von seinen Eltern als Nachfolger bestimmt. Es scheint aber, als ob seine Reisen als Schiffszimmermann bei meinem Großvater nicht immer die Zustimmung fanden, denn der Großvater wollte meinen Vater viel lieber bei sich in seinem Betriebe beschäftigen. Die große Gastwirtschaft füllte meinen Vater beruflich nur an den Sonn- und Feiertagen voll aus. Es ist daher verständlich, dass der sehr tätige und betriebsame Mann sich die Woche über nach einer anderen Beschäftigung umsah. Es spricht für den Unternehmungsgeist meines Vaters, dass er sich dazu entschloss, ein transportables großes Tanzzelt zu bauen, um mit diesem die Jahrmärkte des Oldenburger Landes zu besuchen. Dieses Unternehmen muss wohl erfolgreich gewesen sein, denn bald baute der Vater ein zweites Zelt, das als Restaurationsraum Verwendung fand. In dieser Zeit muss mein Vater auch meine Mutter kennen gelernt haben. Sie hieß Gesine Rebekka Siems und kam als junges Mädchen in das Haus meiner Großeltern, um dort die anerkannt gute Küche zu erlernen. Die Hochzeit meiner Eltern fand im Jahre 1890 statt.

Bald darauf übergaben meine Großeltern meinem Vater den gesamten Betrieb und zogen sich auf ihr Altenteil zurück. Die erbshäfflichen Auseinandersetzungen mit den übrigen Geschwistern meines Vaters sind mir unbekannt. Aus der Ehe mit meiner Mutter, die am 27. Februar 1868 geboren wurde und aus einer Bauernfamilie aus Harmenhausen im Stedingerlande bei Bremen stammte, entsprossen 13 Kinder mit folgenden Namen und Geburtsdaten:

*Wilhelm* Johannes geboren am 10. Dezember 1890

Karl geboren am 6. Januar 1892



Gustav Diekmann, geb. am 2.5.1866 in Varel/  
Oldenburg.



Frau Gesine Diekmann, geb. Siems, geb. am  
27.2.1868 in Harmenhausen.

Else	geboren am 22. Dezember 1892
Gustav, gen. <i>Hans</i>	geboren am 1. Juli 1894
Käthe	geboren am 7. April 1896
Adele	geboren am 10. März 1898
Heinrich	geboren am 16. September 1899
Burkhard	geboren am 11. April 1901
Hertha	geboren am 27. Juni 1902
Adolf	geboren am 2. Mai 1904
August	geboren am 3. Juli 1905
Emil	geboren am 4. September 1907
Elisabeth	geboren am 29. September 1910

Durch die schnell aufeinander folgenden Geburten der ersten drei Kinder war meine Mutter außerstande, dem großen Küchenbetrieb weiter vorzustehen. Außerdem ist anzunehmen, dass bei dem großen Stab von Angestellten, die der Betrieb bei den umfangreichen Veranstaltungen erforderte, meinem Vater eine genaue Kontrolle des gesamten Geschäftsganges fehlte. Dieses Vorerwähnte hat wohl dazu beigetragen, dass meine Eltern schon bald den gesamten Betrieb verkauften.

Im Dorfe Ofen bei Oldenburg erwarb darauf mein Vater den Gasthof "Ofener Krug". Die idyllische Lage dieser Gastwirtschaft zog an schönen Tagen viele Ausflügler an. Als besondere Sehenswürdigkeit standen im Garten zwei Lindenbäume, die in einigen Metern Höhe zusammengewachsen waren und dort eine Laube bildeten, zu der eine Treppe hinaufführte. Mit dem Gastwirtschaftsbetrieb war auch eine Landwirtschaft verbunden. Diese Beschäftigung genügte jedoch dem großen Betätigungsdrang meines Vaters keinesfalls. Er gliederte dem bestehenden Unternehmen noch einen Fuhrbetrieb an. Die Aufträge, die mein Vater bekam, müssen wohl sehr groß gewesen sein, denn ich erinnere mich, dass er den gesamten Transport des Materials für die neu zu erbauende Kirche in Ofen in Auftrag bekam. Große Straßenbauten in der Umgebung folgten. Das neue Fuhr- und Transportunternehmen blühte.

In diesem Dorfe verlebte ich meine schönsten Jugendjahre. Die Dorfschule in Ofen besuchten wir in den ersten zwei Schuljahren. Dann kamen wir zur Stadt-Knabenschule in Oldenburg, die einen sehr guten Ruf hatte. Die großen Ferien verlebte ich regelmäßig im Hause meiner Großmutter in Harmenhausen, dem Geburtshause

meiner Mutter, das wunderhübsch an der Olle, einem Flösschen des Stedingerlandes, gelegen war. Ich erinnere mich auch noch ganz besonders an ein Erlebnis aus der Schulzeit: In den ruhigen Nachmittagsstunden hatte ich während der Abwesenheit meines Vaters die erscheinenden Gäste zu bedienen. Einmal war gerade kein Gast zugegen und da meine Spielkameraden draußen heruntollten, gesellte ich mich zu ihnen. Eben war ich dabei, meinen Bruder Karl zu verdreschen, als mein Vater plötzlich mit dem Fahrrad aus der Stadt zurück kam und die inzwischen eingetroffenen Gäste ohne Bedienung vorfand. Sehr erzürnt über dieses mein Pflichtversäumnis, bestrafte mich mein Vater sehr hart. Das ist aber auch der einzige Fall, bei dem ich von meinem sonst so gutmütigen Vater ernsthaft Prügel bezog.

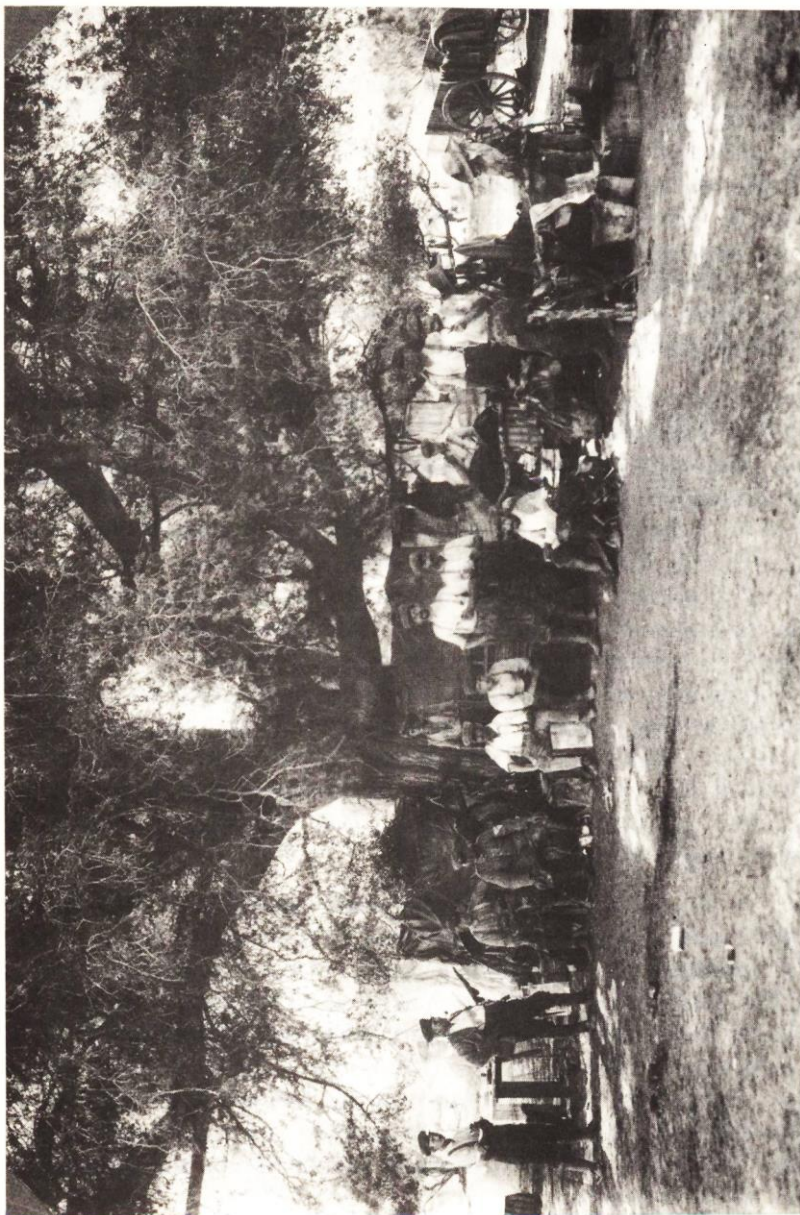
Im Laufe der Jahre machte aber der vielseitige und aufreibende Betrieb meinen Eltern keine rechte Freude mehr. Mein Vater fasste den Plan, seinen Lieblingsgedanken, ein Sägewerk zu besitzen, wie es die Verwandten in Diekmannshausen hatten, zu verwirklichen. Eines Tages wurde dann auch die Gastwirtschaft mit allem, was dazugehörte, für 40000 Goldmark an Hermann Willers verkauft. Der größte Teil der Ländereien verblieb im Besitz meiner Eltern. Mein Vater erwarb von der Dorfgemeinde Ofen ein günstig gelegenes Stück Ödland, um dort das geplante Sägewerk zu errichten. Ein Wohnhaus mit großen, modernen Wirtschaftsgebäuden wurde zunächst gebaut. Dann kam das Sägewerk an die Reihe, dem die Kraftanlage und verschiedene Holzbearbeitungsmaschinen, die mein Vater sehr günstig erstehen konnte, folgten. Nach Fertigstellung der Gesamtanlage bestand das neue Unternehmen aus dem Sägewerk, einer Holzhandlung und einem Mahlbetrieb. Um die benötigten Holzmengen zu beschaffen, besuchte mein Vater regelmäßig die Auktionen. Außerdem war es so möglich, so wirtschaftlich, wie es irgend ging, zu arbeiten. Der Geschäftsverkehr erweiterte sich allmählich immer mehr, selbst Lieferungen bis nach Holland wurden getätigt. Leider befanden sich in dem Kundenkreis des neu gegründeten Unternehmens auch viele faule Kunden, die nicht bezahlen konnten und der Firma erhebliche Verluste zufügten. Es stellte sich auch später heraus, dass wir das Werk doch wohl nicht an der richtigen Stelle erbaut hatten. Mein Vater war außerdem auch zu wenig Kaufmann, um all den Schwierigkeiten, die der immer mehr sich ausdehnende Betrieb mit sich brachte, gewachsen zu sein. Ein ungetreuer Buchhalter hatte größere Unterschlagungen gemacht

und so musste ich, bald nach Verlassen der Schule, noch nicht sechzehnjährig, die Buchführung übernehmen. Mein Entschluss, in die Welt hinaus zu kommen, stand jedoch fest. Da ich mich für alles Technische interessierte, bemühte ich mich um eine Lehrstelle als Maschinenbauer. Mein Vater durfte von diesen Plänen natürlich nichts wissen. Ich beschaffte mir heimlich eine Lehrstelle bei der Maschinenfabrik Uhlhorn in Varel, die mir einen Lehrvertrag auf drei Jahre als Volontär zusandte. Jetzt trat die erste Schwierigkeit ein -mein Vater musste als Vormund den Vertrag unterschreiben. Damit die Geschichte nun nicht herauskam, setzte ich kurzerhand die Unterschrift meines Vaters unter dieses Dokument und sandte den Vertrag zurück.

Eines Sonntagsnachmittags trat ich dann ohne Wissen meines Vaters meine Lehrstelle in Varel an. Meine Verwandten in Diekmannshausen gaben mir Quartier. Mit einem geborgten Fahrrad fuhr ich nun jeden Morgen zu meiner Arbeitsstelle. Nach sechs Wochen erhielt ich einen Brief meiner Eltern. Ich wurde aufgefordert, sie zu Pfingsten zu besuchen. Der Inhalt des Briefes erfreute mich sehr, glaubte ich doch, dass man sich zuhause mit meinem Vorhaben abgefunden hätte. Zu Hause angekommen, erklärte mir mein Vater sofort, dass an eine Rückkehr zu meiner Lehrstelle nicht mehr zu denken sei, da er mich sehr dringend benötige. Mein jüngerer Bruder eignete sich nicht für die Buchführungsarbeiten. Ich verwies darauf, dass ein Lehrvertrag bestände und höchstwahrscheinlich bei Nichteinhalten desselben eine Strafe zu zahlen wäre. Mein Vater entschied deshalb, mein Bruder Karl solle an meiner Stelle die Lehre fortsetzen. Tatsächlich setzte er seinen Willen durch.

So wurde ich Buchhalter in der väterlichen Firma. Nur in den Abendstunden und des Sonntags war Zeit für diese Arbeit. Unter der schwierigen wirtschaftlichen Lage, die zu jener Zeit überall herrschte, hatte auch unser Betrieb zu leiden. Obwohl wir uns alle Tag und Nacht für den Betrieb einsetzten, wollte es nicht besser werden. Die vielen Außenstände machten meinem Vater besonders große Sorgen. An jedem freien Sonntag musste ich mit dem Fahrrad zu den säumigen Kunden fahren und versuchen, die rückständigen Gelder einzukassieren, damit die fälligen Wochenlöhne an die Arbeiter gezahlt werden konnten.

In diese Zeit fiel der große Herero-Aufstand in Südwestafrika, der von 1904 bis 1906 dauerte. Fast jeden Tag erschienen in den Zeitung lange Berichte über die schweren Kämpfe in der neuen



Feldlazarett Hamakari, 1904.

deutschen Kolonie. Auch wurde immer wieder darauf hingewiesen, wie notwendig deutsche Siedler dort unten gebraucht würden. Dadurch wurde auch das Interesse meines Vaters an Südwestafrika geweckt, und er erkundigte sich bei den zuständigen Stellen über eventuelle Ansiedlungsmöglichkeiten usw. Da für unsere große Familie und deren Erhaltung ein Land wie Deutsch-Südwestafrika mit seinem gesunden Klima und den guten Fortkommensmöglichkeiten geeignet erschien, und auch die maßgeblichen Auskünfte über Landerwerb und dergleichen außerordentlich günstig ausfielen, beschloss mein Vater diese Chance wahrzunehmen und in diese neue Kolonie auszuwandern. Als nun noch ein Nachbar, der bereits in Südwestafrika eine Farm erworben hatte, auf Besuch nach Oldenburg kam und meinem Vater die Verhältnisse in der neuen Kolonie in den rosigsten Farben schilderte, wurde nun definitiv die Auswanderung beschlossen. Mein Vater versuchte durch Agenten und Anzeigen in den Zeitungen, einen Käufer für unser gesamtes Unternehmen ausfindig zu machen. Diese Verkaufsbemühungen blieben zunächst erfolglos, bis eines Tages ein Herr Dinklage, ein früherer Sägemeister von uns, als Käufer auftrat. Bis zur Abwicklung der Geschäfte dauerte es noch einige Monate. Diese Zeit nutzte mein Vater, um die noch vorhandenen Lagerbestände, die nicht in dem Verkaufspreis einbegriffen waren, auf Auktionen bestmöglichst loszuschlagen.

Nur ich als Ältester sollte Vater nach Afrika begleiten. Die Mutter würde später mit den jüngeren Geschwistern nachkommen, wenn wir in der neuen Heimat festen Fuß gefasst haben würden.

Mit großem Eifer gingen besonders wir Kinder an die Vorbereitungen der großen Reise. Nach Angaben des Vaters wurde ein Zelt durch Handwerker angefertigt. Gebrauchte Sättel, Handwerkszeug jeder Art und vieles andere mehr wurde eingekauft. Für das geplante Farmhaus fertigte mein Vater Fenster und Türen an, die in große Kisten verpackt wurden. Das Holz der Kisten sollte später zu Möbeln verarbeitet werden. Fahrkarten wurden für uns beide Auswanderer bei der Woermann-Linie bestellt.

Endlich war es so weit, der Tag der Abreise stand fest. Ende Oktober 1908 schifften wir beide uns in Bremerhaven auf dem Dampfer "Prinzessin" ein. Die gesamte Überfahrt kostete pro Person dritter Klasse 250.50 Mark. Die Einrichtung des Schiffes, insbesondere die der dritten Klasse, war zu der damaligen Zeit

noch sehr primitiv. Auf den Ladeluken hatte man Holztische und Bänke für die Passagiere der dritten Klasse aufgestellt. Die ganz einfach eingerichtete Kabine teilten wir mit noch vier weiteren Passagieren. Die Verpflegung war vorzüglich. Bald nachdem wir den Englischen Kanal verlassen hatten, trat ein Wetterumschwung ein, und als wir denn die Biscaya erreichten, herrschte bereits schwerer Sturm. Fast sämtliche Passagiere waren seekrank. Ein Teil der Aufbauten des Schiffes wurde durch die Gewalt des Sturmes und der See zertrümmert. Nach drei Tagen ließen endlich Wind und Seegang nach, und wir konnten das Deck wieder betreten. Für Vater gab es nun keinen Müßiggang mehr. Auch ich musste von morgens bis abends arbeiten. Zum Erstaunen der Mitreisenden wurden all die vielen mitgebrachten Werkzeuge ausgepackt, konserviert und geradezu liebevoll wieder eingepackt. Durch die freundliche Hilfe des Schiffszimmermanns, der als ehemaliger Kollege meines Vaters uns besonders gern behilflich war, konnten wir unsere Ausrüstung an Bord sogar noch vervollständigen. Packtaschen, Wassersäcke und Futterbeutel wurden genäht und wir hatten reichlich zu tun. Bei all diesen Arbeiten stand ich meinem Vater hilfsbereit zur Seite. Der einzige Hafen, der auf unserer langen Reise angelaufen wurde, Las Palmas, machte mit seinem großen fremdländischen Verkehr einen starken Eindruck auf mich und so ungewöhnlich es klingen mag, hier sah ich zum ersten Male wirkliche Berge. Nach nicht ganz vier Wochen Fahrt erreichten wir wohlbehalten die Reede von Swakopmund. Die "Prinzessin" musste hier auf Reede mit ihren eigenen Ladebäumen die Ladung löschen, denn der Naturhafen an der Westküste war seit langen Jahren in englischer Hand. Wie so oft anderswo hatten die Briten sich mit Walfischbucht wohlweislich einen geschützten Hafen gesichert. Nicht einmal während der großen Truppenausschiffungen im Kriege mit den Eingeborenen gestatteten die Engländer die Benutzung ihres Hafens. Die deutsche Schutztruppe musste infolgedessen mit ihren Pionierkompanien eine mehrere hundert Meter lange Holzbrücke bauen, die aber heute nicht mehr besteht. So konnte auch damals nur mit den sogenannten "mummy chairs", viereckigen Segeltuch Körbe, die mit dem Ladebaum ausgeschwungen wurden, die lebendige Fracht von Bord in die Leichter gegeben werden. Während des ganzen Auslademanövers passte Vater scharf auf, dass all die vielen Frachtstücke richtig ausgeladen wurden. Von

der langen Holzbrücke mussten ebenfalls alle Passagiere mit den gleichen primitiven Mitteln, die als Fahrstühle dienten, mitsamt dem Gepäck aus den Leichtern gehievt werden. Nach Erledigung der Einreiseformalitäten und der kurzen Abfertigung im Zollhaus, die keinerlei Schwierigkeiten für uns mit sich brachte, betraten wir südwestafrikanischen Boden, Swakopmund. Um das teure Hotel zu sparen, wurde sofort nach der Landung neben dem Zollhaus unser Zelt aufgeschlagen. Dieses Quartier fand bei zweien unserer Kabinengenossen großen Anklang, so dass sie meinen Vater baten, ebenfalls im Zelt übernachten zu dürfen.

Alles große Gepäck wurde bei einem Spediteur im Schuppen eingelagert. Nur das, was man zu Pferde mitführen konnte, also Sättel, Decken, das Zelt, etwas Handwerksgerät und Kochgerät behielten wir bei uns. Das Bestreben meines Vaters war, so schnell wie möglich in das Innere des Landes zu kommen. Daher nahmen wir nach zwei Tagen die Gelegenheit wahr, den ersten abgehenden Zug nach Karibib mit der Otavibahn zu benutzen. Vater wählte Karibib, weil dort die ersten Möglichkeiten zu einer Ansiedlung bestanden. Sein Plan war, von hier aus die Reise mit einer zweirädrigen Karre in das Innere des Landes auszuführen. Er wollte Erfahrungen in Bezug auf Land und Leute sammeln. Die meisten anderen Passagiere hatten als Reiseziel Windhoek gewählt.

Der Zug, mit dem wir fuhren, kam gegen Abend in Karibib an. Wieder schlugen wir unser Zelt auf und zwar diesmal in der Nähe des Bahnhofs. Wir lagen kaum in unseren Decken, als mehrere Eingeborene sich heranschlichen und, von Neugierde geplagt, in unser Zelt blickten. Vater beschloss, am nächsten Tage sofort ein Gewehr anzuschaffen, um auf alle Fälle eine Waffe zu haben. Die in hellem Mondschein blitzenden Augen und Zähne der Schwarzen hatten uns einen gewaltigen Schreck eingejagt.

Frühstück machten wir uns natürlich selbst. Vater kaufte in einem Laden Wurst und Brot. Ich holte in einem Kochgeschirr das kochende Wasser aus einem Gasthof. Anschließend begab sich Vater zum Bezirksamt wegen Ankauf eines Gewehres. Er hatte Glück und erwarb eine ausgezeichnete Sauer und Sohn - Büchsflinte mit Kugel- und Schrotlauf für 220.00 Mark.

Auf unsere Frage, auf welche Art und Weise man am besten das Land kennen lernen könne, um sich dann später für eine bestimmte

Farm zu entscheiden, riet man uns, in einem Fahrzeug der Schutztruppe bis zu dem 15 km entfernten Okawayo zu reisen und auf der dortigen großen Militärstation erst ein paar überzählige Maultiere zu erstehen. Alles Übrige würde sich dann schon finden. Ein großer Kolonnenwagen der Schutztruppe nahm uns dann mit allem Gepäck mit. In Okawayo fanden wir eine überaus herzliche Aufnahme bei den Soldaten, die natürlich erst einmal die letzten Neuigkeiten aus der Heimat wissen wollten. Wir besichtigten dann die Station, die gerade erheblich erweitert wurde. Mehrere hundert gefangene Herero strichen tausende von Ziegeln für den Bau neuer Truppenunterkünfte und Magazine. Die Maultiere standen ein paar Kilometer von Okawayo entfernt in einer Art Pferdewerkstatt. Auch jetzt nahm uns wieder ein Militärwagen mit. Unterwegs bekamen wir ausgiebig die für das Land so charakteristische Vegetation mit den hohen Kameldornbäumen, Dornbüschen und den rot leuchtenden Termitenhäufen zu Gesicht. Auch verschiedene Antilopenarten, Perlhühner und Kakadus, sowie viele Wildtauben konnten wir beobachten. Wie anders war hier das Bild, als in der öden Sandwüste der Namib, die wir auf der Fahrt von Swakopmund nach Karibib als erstes kennen lernten. Am Ziel angekommen, sollten wir gleich das erste südafrikanische Gewitter erleben. Im Handumdrehen hatte sich der Himmel bezogen und bald prasselten die ersten schweren Regentropfen auf das Wellblechdach des ersten Farmhauses, das wir Neulinge aus Oldenburg kennen lernten. Nach wenigen Minuten schon setzte ein tropischer Wolkenbruch ein. Ungeheure Wassermassen stürzten vom Himmel, aber genau so rasch, wie es gekommen, ging das Unwetter vorüber. Bald schien die Sonne wieder an dem unwahrscheinlich blauen südwestlichen Himmel.

Als wir auf dem Weideposten ankamen, wo wir unsere Maultiere gemäß den Anweisungen des Zahlmeisters in Karibib aussuchen sollten, waren die Soldaten gerade dabei, die Tiere zu tränken. In der Zwischenzeit besichtigten wir die in der Nähe gelegene Farm Etimund und nahmen die freundliche Einladung des Farmers zu einer Tasse Kaffee gern an. Befremdend war es für uns, als wir anstelle einer weißen Hausfrau eine farbige vorfanden. Der Farmbetrieb selbst war erst in der Entwicklung begriffen. Ein hübscher Garten umgab das noch sehr primitive Wohngebäude. Wir bekamen aber so einen ungefähren Begriff, wie auch unser späterer Anfang sein würde. Mit herzlichem Dank für die so

herzliche, gastliche Aufnahme verabschiedeten wir uns und gingen wieder zurück zu dem Weideposten, wo wir uns drei kräftige, gesunde Maultiere aussuchten. Zwei wurden gesattelt, das dritte ging als Packtier mit. Da weder ein dritter Zaum, noch ein Halfter zur Verfügung stand, halfen wir uns auf Anraten der Soldaten mit einem Strick. Mit ziemlich gemischten Gefühlen traten wir jetzt den Weg zur Militärstation an, denn weder Vater noch ich konnten reiten. Die ersten paar Stunden gingen im Schritt einigermaßen gut, aber dann riss sich unser zukünftiges Packtier los und verschwand im Busch. Wohl oder übel musste ich hinterher, natürlich zu Fuß, während Vater unterdessen auf mein Reittier aufpasste. Wohl gute zwei Stunden lief ich nun durch den Busch und durch die Steppe und hatte jegliche Orientierung verloren. Ich fand weder das Maultier, noch den Weg zurück zu meinem Vater, der schon in banger Sorge auf mich warten musste. Aber schließlich hatte das Schicksal mit mir armen Auswanderer ein Einsehen, denn mitten im Busch, in einer zu jener Zeit noch wenig besiedelten Gegend, sah ich plötzlich einen Reiter vor mir auftauchen. Es war der Sohn des Missionars Irle, der meinen Vater getroffen hatte und von ihm um Hilfe gebeten worden war. Mit meinem Vater wieder vereint, ritten wir nun in großer Besorgnis weiter nach Okawayo, in der Annahme, das entlaufene Tier bezahlen zu müssen. Zu unserer größten Erleichterung erzählte uns der Zahlmeister, dass das entlaufene Tier ganz von selbst in das Depot zurückkehren würde und dass wir nur unsere beiden Reittiere mit je 180.00 Mark zu bezahlen hätten. Während des Kaufabschlusses hatte ich Musse, mir die vielen Schwarzen bei der Arbeit anzusehen. Besonders fiel es mir auf, dass die mitarbeitenden Weiber die Lasten auf dem Kopfe trugen.

Mit Rat und Tat standen uns die Soldaten zur Seite. Von ihnen hörten wir auch zum ersten Mal von der Farm Hamakari am Waterberg, die die Soldaten erst vor kurzer Zeit während eines Manövers kennengelernt hatten. Begleitet von den besten Wünschen und einer Menge guter Ratschläge erfolgte dann am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang unser Abmarsch nach Etiro, mit dem Ziel Omaruru. Trotz genauester Erklärung der "pad", wie hierzulande die Wege heißen, verirrten wir uns schon nach kurzer Zeit. Bei einer Weggablung hatten wir natürlich die falsche Richtung eingeschlagen. Nach etwa 2 km hörte die "pad" auf. Wir beschlossen aber trotzdem, einen schmalen Fußweg weiter zu

verfolgen. Doch stiegen wir bald von den Tieren und führten sie am Zügel, weil meinem *Vater* das ungewohnte Reiten zu beschwerlich wurde. Seiner Ansicht nach könnten die armen Maultiere auf die Dauer auch nicht den Reiter mit dem schweren Gepäck tragen. Glücklicherweise trafen wir gegen Abend in Etiro ein, wo die Soldaten hell auflachten, als sie uns zu Fuß mit unseren Reittieren ankommen sahen. Sie legten uns klar, dass diese starken Tiere ohne jede Anstrengung einen Reiter mitsamt dem Gepäck tragen könnten, während des Krieges mit den Herero hätte man ihnen ganz andere Leistungen zugemutet. Wie am *Vortage* fanden wir auch heute bei der Truppe eine gastliche Aufnahme. Ausgeruht und gestärkt zogen wir am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe weiter nach Omaruru. Es wäre eine wunderschöne Reise geworden, wenn nicht die neuen Wassersäcke gewesen wären. Nach genauer Einteilung musste der an sich reichliche Wasservorrat langen, gerechnet hatten wir aber nicht damit, dass neue Wassersäcke in der ersten Zeit immer undicht sind, und das alles in der glühenden Novembersonne. Wir hofften aber, in einer guten Stunde in Osombimbambe zu sein, wo wir unseren Wasservorrat wieder auffüllen konnten. Sehr enttäuscht mussten wir feststellen, dass dort bei der monatelangen Dürre die Quelle versiegt war und es keinen einzigen Tropfen Wasser gab. Als die Mittagshitze vorbei war, zogen wir weiter. Wir gingen zu Fuß, die Maultiere trotteten hinterher mit der Last auf dem Rücken. Noch vor Einbruch der Dunkelheit wurde das Nachtlager errichtet. Das Essen wollte ohne einen Tropfen Wasser nicht rutschen, außerdem waren Zunge und Gaumen geschwollen. Unseren Tieren erging es nicht besser, mit gesenktem Kopf und hängenden Ohren standen sie da. Ich musste die beiden Tiere wieder hüten. Vom *Vater* war mir eingeschärft worden, sie nicht eine Minute loszulassen. Das Gras war bis auf die Wurzeln verdorrt und nur spärliche Halme standen da. Ein Maultier rechts, das andere links, und ich dazwischen. Die Arme wurden mir Bedauernswertem fast ausgerissen, denn wie die Maultiere nun mal sind, zogen sie mit konstanter Bosheit immer in entgegengesetzter Richtung. Eingedenk des väterlichen Befehls hielt ich als Wächter aber trotzdem mehrere Stunden tapfer aus. Erst gegen Mitternacht erschien ich nach all der Herumzerrerei völlig erledigt vor dem Zelt. Die Tiere wurden von mir mit besonderer Sorgfalt an den Bäumen festgebunden, dann legte ich mich halbtot "ins Bett". An Schlaf war aber nicht zu denken, denn schaurig gellte das nahe Kleffen und Jaulen der Schakale.

Unheimlich erschienen mir all die Stimmen der Wildnis, die ich ja noch nie in meinem Leben gehört hatte. Die große Einsamkeit drückte auf das Gemüt. Es graute uns beiden und daher ordnete Vater eine Wache an. Es versteht sich von selbst, dass ich die erste Nachtwache übernahm. Doch kaum schnarchte mein Vater, als auch mich die Müdigkeit überwältigte, und beide schiefen wir durch bis zum Morgen, ohne Wache. Die Maultiere waren gottseidank noch da, und auch sonst fehlte nichts. Ohne Frühstück wurde sofort gesattelt. Bis Omaruru war es noch weit, und mehr als fünf Kilometer in der Stunde schafften wir zu Fuß nicht. Vater hatte von der ungewohnten Reiterei genug, und daher ging es zu Fuß weiter. Wir rechneten mit einem Marsch von sechs Stunden. Unerträglich wurde der Durst, und diese Qual steigerte sich je höher die Sonne stieg. Was die Schutztruppe in den jahrelangen Kämpfen während der Eingeborenenaufstände für Durstqualen hatte erdulden müssen, konnten wir uns nunmehr sehr gut vorstellen. Aber wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten! Gegen Mittag nahte die Rettung in Gestalt eines hochbespannten Kolonnenwagens. Bereitwillig gaben uns die Begleiter das so heiß ersehnte Wasser. Wie neugeboren und mit frischem Mut setzten wir unsere Reise fort und erreichten gegen Abend den Ort Omaruru.

Riesige Dattelpalmen und große grüne Bäume kündigten schon von weitem die Nähe der Stadt, einer Gartenstadt, an. Der Omarurufluß, der das ganze Jahr hindurch Wasser führt, das aber in der Hauptsache unterirdisch fließt, gibt dieser Ortschaft die Vegetation. In dem sauberen, freundlichen Dörfchen wählte Vater wieder den Platz neben dem Bahnhof zum Aufbau unseres Zeltes. Ich musste mich wieder um die Reittiere kümmern und sie auf die Weide führen. Da Vater glaubte, die Kosten für einen Eingeborenen sparen zu müssen, musste ich selbst wieder die Tiere beaufsichtigen. Vater hatte sich durchgeritten und so beschloss er, für uns eine zweirädrige Karre bauen zu lassen. Dieselbe sollte mit einem Verdeck versehen werden. Die Firma Heinrich Siebers führte den Auftrag zum Preise von 700.00 Mark aus. Die Karre war so gebaut, dass wir des Nachts darauf schlafen konnten. Jetzt brauchten wir auch noch ein Paar Geschirre zum Anspannen der Tiere. Durch all diese Anschaffungen und die bisherigen Reisekosten waren bereits über 3 000.00 Mark ausgegeben worden, und Vater machte sich darüber große

Sorgen, lebten wir doch nur von dem Kapital. Wir sparten daher, wo nur irgend möglich. Vater hielt außerdem immer Ausschau nach einer für uns in Frage kommenden Farm. Mehrere Plätze, die am Wege zum Waterberg, unserem nächsten Ziel, lagen, wurden ihm angeboten. Beim Bezirksamtmann von Frankenberg erkundigte sich Vater, wie es denn mit der Farm Hamakari wäre, die man uns ja als besonders günstig und mit ausreichendem Wasser geschildert hatte. Zunächst lehnte der Bezirksamtmann jeden Verkauf von Hamakari ab, da dieser Platz als Reserveland von der Regierung vorgesehen sei. Er schlug als Ersatz die Farm Omiho am Omboroko-Gebirge vor und gab uns bereitwilligst einen Kaufvertrag für dieses Gelände mit. Als der Bezirksamtmann dann aber erfuhr, dass es sich in unserem Falle um eine Kolonistenfamilie mit zwölf Kindern handele, machte er doch eine Ausnahme und gab Vater die Kaufpapiere für 5000 Hektar Farmland bei Hamakari, südlich des Waterberges, zu einem Preis von 1.20 Mark pro Hektar, zahlbar innerhalb von zehn Jahren. So hatten wir nun zwei Plätze zum Aussuchen.

Nach einem Aufenthalt von ungefähr zehn Tagen in Omaruru war unsere Reisekarre fertiggestellt. Sie fiel zu unserer größten Zufriedenheit aus. Die Vorbereitungen waren beendet, alle unsere Sachen und der Marschproviant für ungefähr zwei bis drei Wochen auf der Karre verladen. Teure Konserven kamen für den sparsamen Vater selbstverständlich nicht in Frage, sollte doch das zahlreich vorhandene Wild, besonders die massenhaft auftretenden Perlhühner, Fleisch für uns liefern. Leider hatte der Vater beim Einkauf der Lebensmittel einen großen Fehler gemacht, denn, anstatt sich an einen Europäerladen zu wenden, hatte er in einem Eingeborenenstore eingekauft und musste dort viel höhere Preise bezahlen. Er hatte sich zwar gewundert, dass alles immer 50 Pfennig kostete, sei es ein Pfund Mehl, ein Pfund Zucker oder ein Pfund Salz. In völliger Unkenntnis der landesüblichen Preise bezahlte er anstandslos, was verlangt wurde.

Später erklärte man uns, dass zur damaligen Zeit gerade das Kleingeld fehlte, nämlich die deutschen Kupfer- und Nickelmünzen. Das kleinste Geldstück waren die silbernen 50-Pfennigstücke und deswegen kostete alles eine halbe Mark. Während dieser Wartezeit in Omaruru bekamen wir auch mehrere Angebote zum Kauf von sogenannten Kleinsiedlungen. Diese bauten Gemüse, Obst und anderes bei einer entsprechenden guten Bewässerung an. Für

diese Art Kleinbetrieb zeigte Vater jedoch kein Interesse. Er wollte richtig farmen und Viehzucht betreiben.

Voller Erwartung traten wir unsere Reise mit hoch gepackter Karre an. Die Strecke bis zum Waterberg, ca 180 km, war mit einem guten Gespann normalerweise bequem in 8-10 Tagen zurückzulegen. Aber gar bald stellte es sich heraus, dass unsere zwei Maultiere für die große, zwei Meter lange Karre nicht genügten. Es mussten also noch zwei weitere Tiere angeschafft werden. Da die Gegend am Omarurufluß, nach Nordosten zu schon stark von deutschen Farmern besiedelt war, erkundigten wir uns, wo wir wohl noch zwei Maultiere kaufen konnten. Bei dem Farmer Mühlenbruch in Otjijaenamaparero erfuhren wir, dass sein Nachbar der Farmer Venuleth auf Okonjati, ein früherer österreichischer Offizier, Maultiere abgeben würde. Dort erstanden wir zwei uralte Muli für teures Geld, mit Geschirren. Wir merkten leider zu spät, dass vier Ochsen besser gewesen wären, als die teuren Maultiere, da man diese später zum Pflügen hätte verwenden können und sie nicht der gefährlichen Pferdesterbe, einer Lungenkrankheit, ausgesetzt waren, die das Halten von Pferden und Maultieren während der Regenzeit fast in ganz Südwesafrika unmöglich macht. Vierspännig vollzog sich nun unsere Reise weitaus besser, zumal wir auch auf der planüberspannten Karre bequem schlafen konnten. Mit unserem Gespann machten wir auf der Weiterfahrt die Bekanntschaft von alten Farmern, die noch mit Samuel Maharero und Kambasembi, den berühmten Häuptlingen der Herero, am Waterberg Handel getrieben hatten. Besonders von den alten Händlern und jetzigen Farmern Langenberg und Papa Dänicke konnten wir viel lernen. Als Herr Langenberg erfuhr, dass wir bereits einen Kaufvertrag für die Farm Hamakari in der Tasche hätten, riet er uns zu unserer größten Genugtuung und Befriedigung, unter allen Umständen diesen, in jeder Beziehung günstigen Platz zu nehmen. Wir sollten auf dem Wege zum Waterberg auch die zweite Farm, die wir zum Ausschauen zur Verfügung hätten, ansehen. Aber zweifellos wäre Hamakari weitaus besser. In Omiho angelangt, hörten wir, dass auf dieser Farm der deutsche Farmer Fick bereits eingezogen sei. Ohne uns sonderlich zu ärgern, treckten wir guten Mutes weiter in Richtung Waterberg, denn, die von jedermann so gelobte Farm Hamakari war uns ja sicher.



Das erste Farmhaus auf Hamakari, 1909. Im Vordergrund das Ehepaar Gustav Diekmann mit 9 seiner Kinder.



Grasbrand auf Hamakari

Von weitem wurden schon die Zinnen des gewaltigen Tafelbergmassivs sichtbar. Seine steilen, roten Sandsteinmauern, ähnlich wie bei Helgoland, nur in viel größerem Ausmaß, leuchteten uns als Wahrzeichen dieser Gegend schon meilenweit freundlich entgegen. Ein unvergesslicher Anblick! Nach vierzehntägiger Reise machten wir am Waterberg eine längere Rast. Welch üppige tropische Vegetation hatte hier das viele Quellwasser hervorgezaubert! Prächtige, tiefgrüne Feigenbäume wechselten sich mit riesigen Schirmakazien, die hierzulande Kameldorn genannt werden, ab. Undurchdringliche Rhizinuswälder ziehen sich etwa 4-5 Meter hoch mit ihren ahornähnlichen, nur viel größeren Blättern die Hänge entlang. Fleißige Missionarshände hatten die Wege mit Kaktusfeigenhecken eingefasst. Weite Obst- und Gemüseplantagen waren auf den oberen Terrassen entstanden. Damals begann man gerade, 10 ha große Parzellen für Kleinsiedler zu schaffen. Ein ausreichendes gemeinsames Weidegelände sollte diesen Gärtnern die Möglichkeiten für Viehhaltung geben. Hier lernten wir auch einen alten südwestlicher Farmer, Ferdinand Weiss, kennen, der uns gerade in der ersten Zeit ganz besonders mit Rat und Tat unterstützte. Zweimal in der Woche brachte er sein Gemüse nach Otjiwarongo, der für den Absatz seiner Erzeugnisse hauptsächlich in Frage kommenden Ortschaft. Damit aber sein mit so viel Sorgfalt und Liebe gezogener Gemüse auch tatsächlich

frisch auf den Markt kam, hatte er sich ein Eilpostsystem ausgedacht, denn, um die 80-90 km lange Strecke in einem Tage zu schaffen, musste er im wahrsten Sinne des Wortes "jagen". Mit sechs Eseln, vorweg zwei Maulesel, raste die zweirädrige Karre bei Sonnenaufgang los. Auf der Vorkiste des hochbeladenen Wagens thronte der alte Weiss und dirigierte mit seiner mehrere Meter langen "swip", der südafrikanischen Ochsenpeitsche, das im gestreckten Galopp dahinfliegende Gespann, zugleich mit den lose nebenher laufenden acht Reservetieren. Bei Ermüdung der Zugtiere wurde mit größter Schnelligkeit die Bespannung gewechselt. Brach einer der Esel aus oder war sonst etwas nicht in Ordnung, so sprang wie der Blitz ein besonders darauf gedillter "Junge", wie alle schwarzen Arbeiter ohne Rücksicht auf ihr Alter heißen, hinten von der Karre, lief nach vorne und beseitigte im Handumdrehen die Störung. Ferdinand Weiss war der einzige, der diese Rekordleistung durchhielt. Allerdings kostete diese allerhand Esel und Maultiere. Mit aller Gewalt zog es uns nun aber nach Hamakari. Nach etwa 10 km Weg kam unser Gefährt an einer der weithin sichtbaren Grenzbaken mit der Aufschrift "Weideland Waterberg".

An dieser Grenzbake begann die Farm Hamakari. Zur allergrößten Enttäuschung meines Vaters hörte hier der Baumbestand fast gänzlich auf. Mein Vater trug sich nämlich mit dem Gedanken, die etwaigen Holzvorkommen auszunutzen und wie in Deutschland ein Sägewerk zu errichten. Dieses sollte bei der allgemeinen Knappheit an Brettern und Bauholz einen schönen Nebenverdienst bringen. Er war darüber sehr verärgert und wollte zunächst von Hamakari nichts wissen. Ihm gefiel der Platz, weil keine großen Bäume da waren, gar nicht. Später stellte es sich jedoch heraus, dass dieser Plan der Holzverwertung undurchführbar gewesen wäre, da die dort vorkommenden Holzarten so gut wie gar nicht für eine Nutzholzverwertung geeignet waren.

Wir versuchten also schweren Herzens etwas besseres zu finden. Auf der "pad" von Waterberg nach Otjiwarongo kamen wir in eine Gegend, die uns zusagte. Der Platz hieß "Bodenhausens Grab", weil hier der Leutnant von Bodenhausen mit seiner Patrouille aus dem Hinterhalt von aufständischen Herero erschossen worden war. Die Weide war hier gut, desgleichen gefiel uns die Landschaft, hier wollten wir bleiben. Der Kaufvertrag war allerdings für Hamakari ausgestellt, aber das spielte keine Rolle. Alles war ja freies

Regierungsland, das besiedelt werden sollte. Auf die genaue Einhaltung der im Kaufvertrag bestimmten Farm kam es nicht an. Hatte man sich nämlich anders entschlossen, so meldete man das dem zuständigen Bezirksamt, dieses genehmigte die Änderung, um dann später nach genauer Vermessung das 5000 ha große Farmland im Grundbuch einzutragen. Als erstes musste vor allem ein Brunnen gebaut werden, deshalb fuhren wir zurück nach Otjiwarongo, um die nötigen Geräte für den Brunnenbau zu besorgen. Bei der Wasserstelle Ourupemparora wurde ausgespannt. Hier deutete ein Wegweiser in Richtung des Wassers, -15 Minuten. Um die Mittagszeit schickte mich Vater fort, um das nötige Trinkwasser zu holen. Nach der angegebenen Zeit langte ich bei dem "Revier" an, wo ich das Wasser zu finden hoffte. Erst lief ich das trockene Flussbett nach rechts abwärts, fand aber keinen Tropfen Wasser. Dann machte ich kehrt und lief in entgegengesetzter Richtung, aber auch ohne jeden Erfolg. Ich beschloss daher, zur Karre zurückzukehren, verwechselte aber die Richtung und musste feststellen, dass ich mich wieder einmal verirrt hatte. Zum Glück fand ich aber dann doch zum "Revier" zurück, wo ich nach einiger Zeit auch meinen Vater wieder traf, der mich voller Besorgnis schon gesucht hatte.

Weiter ging es jetzt nach Otjiwarongo. Von hier fuhr Vater mit der Schmalspurbahn weiter nach Omaruru. Dort wollte er alles einkaufen, was wir für den Brunnenbau in Otjiwarongo nicht bekommen hatten. Auch ein kleiner Einschaarpflug, sowie Saatkartoffeln, Mais usw. besorgte er dort. Gemüsesämereien für den Küchengarten waren vorsorglich aus Deutschland mitgebracht worden. Für den Hausbau kaufte der Vater noch 12 Wellblechplatten, 3,5 Meter lang und 70 cm breit, sie sollten das Dach des vorläufigen Wohnhauses abgeben.

Nach langem Reden war es mir gelungen, Vater davon zu überzeugen, dass ein paar Hilfskräfte angenommen werden mussten, denn all die kommenden vielen Arbeiten konnten wir beide niemals allein erledigen. Meine Zeit schien mir außerdem zu schade, noch weiter Maultiere zu hüten. Von der Polizeistation in Otjiwarongo wurden uns dann auch zwei Eingeborene zugewiesen. Der eine, schon etwas von der Kultur beleckt, sprach sogar schon ganz gut deutsch. Er ging schon nach wenigen Wochen wieder fort, während der andere mit seinem Weibe noch lange Jahre bei uns blieb. Um täglich frische Milch zu haben, kauften wir uns 50 bis 60 Ziegen,

die hier "Bockies" genannt werden. Bei dieser Gelegenheit dürften auch die Preise interessieren, die in jener Zeit gezahlt wurden: es kosteten ein Pferd 600 bis 700 Mark, eine Kuh 200 bis 300 Mark, ein Maultier 200 bis 250 Mark, ein Esel 60 Mark und eine Ziege oder ein Schaf 10 bis 15 Mark.

Vater war kaum mit dem Gerät an dem Platz "Bodenhausens Grab" angekommen, als wir auch sofort mit dem Brunnenbau beginnen wollten. Da wir keine Ahnung davon hatten, holten wir uns bei dem hilfsbereiten Nachbarn, Herrn Rienow, Rat. Groß war die Enttäuschung, als Herr Rienow uns auf das dringlichste von dem Bau eines Brunnens abriet. Ohne eine Bohrmaschine würde ein Brunnenbau bei dem Granitboden aussichtslos sein. Als er hörte, dass uns die Farm Hamakari als Siedlungsfarm zugewiesen sei, riet er uns entschieden zu, ja diese zu wählen und es glückte ihm auch, Vater davon zu überzeugen. Mit Sack und Pack ging es nun endgültig zurück nach Hamakari.

Der bei uns schon historisch gewordene Name "Hamakari" gefiel uns von Anfang an besonders gut. Ich hatte im Stillen immer gehofft, dass dies einmal unsere Farm werden würde. Da dieses nun im Jahre 1908 Wirklichkeit wurde, waren wir immer wieder stark daran interessiert, eine Erklärung für den Namen "Hamakari" zu finden. Aber erst in späteren Jahren wurde diese gegeben. Bei Herrn Dr. Vedder, der als guter Kenner der Eingeborenen Sprachen und der südafrikanischen Geschichte bekannt war, erhielt ich dann auch die Auskunft. Herr Dr. Vedder, der Präses der Rheinischen Mission war, antwortete mir wie folgt: "Der Hererokapitän Katjiponda war der erste Herdenbesitzer, der aus dem Kaokofeld im Nordwesten von Südwestafrika zog, um für seine zahlreichen Rinder mehr Wasser und Weide zu suchen, als das Kaokofeld ihm bot. Nach Erreichen des Swakop folgte er dessen Lauf landeinwärts, zog nach Osten und kam nach Gobabis. Hier drehte er um, und wollte seine Viehkraale am Waterberg aufschlagen. Am Waterberg wohnte aber ein Stamm der Saan (Buschleute). Dieser respektierte weder die Herero, noch ihre Rinder. Katjiponda beschloss daher, mit seinen Leuten die Saan auszurotten. Es gelang ihm aber nicht. Ein giftiger Pfeil traf ihn und in Hamakari grub man ihm sein Grab. Durch diese Vorgänge lässt sich der Name Hamakari mit der "Übermut des Katjiponda" übersetzen, da er trotz Warnung sein Vorhaben ausführte.

An einem Sonntagnachmittag hielten Vater und ich Einzug in Hamakari. Die halbzerstörte Ruine eines Wohnhauses zeugte davon, dass hier schon einmal Weiße gewohnt hatten. Es waren die Händler Warnke und Leinhaus gewesen, die mit den wohlhabenden Eingeborenen einen lohnenden Handel getrieben hatten. Sie verkauften Waren aller Art an die Herero und nahmen dafür Vieh in Zahlung. Einer der beiden Händler wurde zu Beginn des Aufstandes von den Herero erschlagen, der andere entging dem gleichen Schicksal, weil er zufällig auf einer Reise nach Okahandja zum Einkauf neuer Waren unterwegs war.

In der Zwischenzeit hatten wir unser großes Gepäck mit der Bahn aus Swakopmund erhalten. Mein Vater war übergücklich, als er seine geliebte Hobelbank wiedersah, denn ohne diese war ein handwerkliches Arbeiten nicht möglich. ' Wie nötig gebrauchten wir jetzt all diese Geräte zum Bau eines Wohnhauses. Das Wichtigste war zunächst, ein Dach über den Kopf zu schaffen. Ich machte mich deshalb sofort auf, um einen geeigneten Baumstamm im Busch zu schlagen. Dieser sollte als Dachsparren ein provisorisches Dach auf der Ruine tragen. Es gelang mir nach langem Suchen endlich, einen einigermaßen geraden Stamm zu finden. Das mitgebrachte Wellblech sollte das Dach ergeben. Bereits am ersten Abend war alles unter Dach und Fach.

In Hamakari war am 11 . August 1904 die Entscheidungsschlacht, die den schweren Hereroaufstand nach langem, blutigen Kampf beendete, geschlagen worden. Altes Kriegsgerät, zerstörte Waffen, Tornister, Patronenhülsen, Wagenreste, Totenschädel, Pferde- und Viehgerippe bedeckten das Farmgelände. Ich wäre gern am nächsten Morgen auf Entdeckungsreisen ausgegangen, um den Kriegsschauplatz auf der Farm Hamakari näher zu untersuchen. Aber noch vor Sonnenaufgang weckte mich mein Vater zur Arbeit. Die Maultiere wurden angespannt und gleich ging es ans Pflügen. Das Ackerland dafür hatte Vater am Vortage ausgesucht. Es hatte schon vor einigen Tagen geregnet und daher war eine Bearbeitung des aufgeweichten Bodens gut möglich. Mais, Bohnen und Kartoffeln wurden gepflanzt und von den aus Deutschland mitgebrachten Sämereien ein Gemüsegarten angelegt.

Fast jeden Nachmittag zogen Gewitter auf, begleitet von wolkenbruchartigen Regengüssen. Wunderbar gingen die Saaten auf. In saftigem Grün standen ringsherum die Weideflächen. Alles wuchs und gedieh gut. Das Glück hatten wir mit uns, und das war sehr

günstig für unser Beginnen. Das Jahr 1908/ 09 war ein ausgezeichnetes Regenjahr. Gleichmäßig fielen die Niederschläge mit insgesamt 900 mm. Nach Erledigung der ersten dringenden Arbeiten musste mit unserer Karre das in Bodenhausen liegende Gepäck geholt werden. Die Wohnung wurde ebenfalls in der Zwischenzeit ausgebessert. Vater setzte Fenster und Türen ein, fertigte aus den dafür vorgesehenen Kistenbrettern Türen, Tische und Stühle und sonstige notwendige Gebrauchsgegenstände, die fehlten, an. So kam eins zum anderen und bald war unsere, nur aus einem Raum bestehende, Behausung einigermaßen bewohnbar. Auch ein Vorratsschuppen in Form eines sogenannten "Hartebeestpontocks", der schnell von den beiden Eingeborenen aus Zweigen, bestrichen mit Lehm und Kuhmist, hergestellt wurde, gehörte dazu.

Das Weib Johanna, das sich auch um die Ziegen kümmern musste, übernahm ebenfalls das Melken, sie war außerdem in der Küche beim Kochen behilflich. Vater oder ich gingen abwechselnd öfter auf Jagd, um die eintönige Verpflegung etwas zu verbessern. Hauptsächlich schossen wir Perlhühner, die in großen Mengen vorkamen. Mitunter konnte man mit einem einzigen Schuss mehrere davon erlegen. Hin und wieder gelang es uns auch, einen Deuker oder Steinbock, kleine rehartige Antilopen, deren Fleisch besonders schmackhaft ist, zu erbeuten. Bei der guten Weide lieferten die Ziegen ausreichend Milch. Die Hühner, die wir angeschafft hatten, legten Eier, so dass wir mit unserer Verpflegung zufrieden sein konnten. Die Hühnerzucht wollte allerdings ohne ein schützendes Gehege nicht recht vorwärts gehen, da das zahlreiche Raubzeug, in erster Linie Schakale und Schlangen, ein Huhn nach dem anderen holten.

Völlig unbekannt war uns auch noch eines, nämlich die Moskito-plage. Vor allem wussten wir nicht, dass man sich dagegen während des Schlafes mit einem über das Bett gespannten Moskitonetz schützen konnte. Wir mussten trotz der Hitze des Nachts unsere Decken über den Kopf ziehen, um so wenigstens etwas vor den Stichen der Mücken geschützt zu sein. Dass der Schlaf dann, nach des Tages Mühe und Arbeit, keine Erholung war, kann man sich denken.

Eines Tages glückte es Vater, sein erstes Stück Großwild, ein Hartebeest, eine Kuhantilope, zu erlegen. Unsere Freude über dieses Jagdglück und damit über die Menge anfallenden Fleisches war sehr groß, und wir bedauerten sehr, dass unsere Familie noch nicht zugegen war. Unser Nachbar Weiss, der uns schon viele Gefälligkeiten erwiesen hatte, erhielt eine Keule von dem Wild. Ich musste dabei an der Polizeistation Waterberg vorbeireiten, ohne zu bedenken, dass das Hartebeest während der Schonzeit geschossen worden war. Glücklicherweise ging alles gut.

In harter Arbeit verging so Woche um Woche. Doch ohne eine richtige Hausfrau, die der Küche und der Innenwirtschaft vorstand, ging es nun einmal nicht. So schnell wie möglich mussten Mutter Lind Geschwister aus Deutschland nachkommen. Für deren Unterbringung war vor allem ein neues Wohnhaus nötig. Die erforderlichen Ziegelsteine mussten erst gebrannt werden. Die in Formen gestrichenen Lehmziegel weichten leider bei den anhaltenden Regenfällen immer wieder auf. Es blieb uns daher nichts anderes über, als auf die trockene Jahreszeit zu warten.

Eines Tages verspürte ich starke Kopfschmerzen und als auch noch Schüttelfrost hinzukam, legte ich mich einfach an meinem Arbeitsplatz nieder. Doch da kam ich bei meinem Vater falsch an. Arbeiten sollte ich, dieses sei das beste Mittel gegen Schlappeheit. Also musste ich wieder weiterarbeiten. Bald aber stellten sich die gleichen Beschwerden bei meinem Vater ein. Der aber legte sich natürlich ins Bett. Nach einigen Tagen lagen wir nun beide mit derselben Krankheit ans Bett gefesselt daneben. So fand uns unser Freund und Nachbar Ferdinand Weiss, der zufällig herübergekommen war und uns besuchen wollte. Er stellte sofort eine schwere Malaria fest, jenes in ganz Afrika verbreitete Fieber, das durch den Stich der Moskitos übertragen wird. Er lud uns beide sofort auf seinen Wagen und fuhr uns zur Polizeistation am Waterberg. Die Krankenstation nahm uns hier auf. Unser Zustand war bereits sehr bedenklich, und wir erhielten außer den normalen Stärkungsmitteln auch Sekt. Durch die ausgezeichnete Pflege erholten wir uns aber bald und waren nach etwa vier Wochen fieberfrei. Besonders bei mir wirkte die Chininkur sehr schnell, so dass ich noch vor Vater nach Hamakari zurückkehren konnte. Nach acht Tagen wurde aber auch er entlassen.

Unsere Eingeborenen hatten während unserer Abwesenheit die ihnen aufgetragenen Arbeiten zu unserer vollsten Zufriedenheit ausgeführt. Die Felder waren von Unkraut gereinigt und durch Buschumzäunung (Kräle) gegen Wildschaden geschützt. Mit neuen Kräften und frischem Mut stürzten wir uns wieder in die Arbeit. Da traf uns ein unerwarteter, schwerer Schlag. Die beiden guten Maultiere gingen an der gefürchteten Pferdesterbe ein. Die zwei alten, die scheinbar immun gegen diese Krankheit waren, blieben am Leben. Als Ersatz mussten wir nun vier Esel anschaffen. Wieder gingen 200 Mark, mit denen wir nicht gerechnet hatten, dahin. Das Schicksal hatte aber ein Einsehen. Die Ernte war vorzüglich und der Erlös für Mais, Kartoffeln und Gemüse sehr gut. Diese schönen Erfolge teilten wir der Mutter in Deutschland mit. Trotzdem äußerte sie immer wieder Bedenken in ihren Briefen, da sie zweifelte, ob für die große Familie auch wirklich in dem trockenen Lande zum Leben genug vorhanden sei. Ob ein vernünftiges Wohnhaus vorhanden sei, mit genügendem Platz für die große Familie, und ob alle die große Hitze ertragen könnten. Kurz, die Verwandtschaft schien tausend Ängste zu haben und hielt durch ihre Bedenken immer wieder die Mutter von der Abreise zurück. Neue Malariaanfänge meines Vaters kamen hinzu, und er hatte es endgültig satt, allein zu sein. Da auch sein letzter Brief mit Ausflüchten beantwortet worden war und mit der Abreise der Familie aus Deutschland wieder nicht zu rechnen war, wurde ein Exempel statuiert. Vater schickte mich zur Poststation Waterberg, um folgendes Telegramm aufzugeben: "Vater sterbend, sofort kommen, Wilhelm!" Der Postbeamte äußerte zwar Bedenken, solch ein Telegramm, das doch die Mutter in große Aufregung versetzen würde, weiter zu geben. Aber Befehl war Befehl! Vater musste ja wissen, was er tat, und das Telegramm wurde abgesandt. Als ich meinem Vater nach meiner Rückkehr von den Bedenken des Postmeisters erzählte, meinte er selbst, einen Fehler begangen zu haben. Die Hiobsbotschaft könnte doch unabsehbare Folgen haben. Aber anstatt jetzt ein beruhigendes Telegramm sofort hinterher zu senden, meinte der Vater in seiner Sparsamkeit, ein Brief genüge auch. Ich musste wieder zum Waterberg reiten und ein aufklärendes Schreiben, in dem schon von einer erheblichen Besserung des "Totkranken" die Rede war, bei der Post aufgeben. Vater war der Meinung, es würde jetzt alles gut gehen. Die Farmerei-Aussichten seien dank der Hilfe der Regierung vielversprechend, und niemals würde er es bereuen, nach Südwestafrika

ausgewandert zu sein. Die Mutter solle sich nunmehr sofort aufs Schiff begeben und herkommen.

Bei Eintreffen des Telegramms in Oldenburg war das Entsetzen groß gewesen. Sicher wäre der Vater schon tot, und der arme Wilhelm sei jetzt mutterseelenallein in der Wildnis. Schwarze Trauerkleider wurden angeschafft und die ganze Verwandtschaft nahm Anteil an dem schweren Schlag, der die bedauernswerte Witwe getroffen hatte. Bereits vorher habe man gewusst, dass die verrückte Reise nach dem fernen Afrika nicht gut ausgehen werde und jetzt sei das Unglück da.

Umso größer war aber die Freude, als der Brief vier Wochen später mit all den guten Nachrichten und vor allem mit der Genesung des Totgeglaubten eintraf. Wenn das Mittel, das Vater angewandt hatte, um sein Ziel zu erreichen, nämlich, endlich die Familie aus Deutschland in Afrika in Empfang nehmen zu können, auch reichlich ungewöhnlich war, so hatte es doch Erfolg. Mit Hochdruck wurden jetzt alle Vorbereitungen zur Auswanderung getroffen. Trotzdem verzögerte sich aber die Abreise der Mutter und Geschwister noch bis Ende des Jahres 1909.

Wir schlossen wenige Wochen später mit der Regierung den Kaufvertrag ab. Die Farm war 5000 ha groß und kostete 6000.00 Mark. Von dieser Summe war ein kleiner Teil als Anzahlung zu leisten. Der Rest der Summe sollte in langjährigen Raten amortisiert werden.

Mit Beginn der Trockenzeit gingen wir im Jahre 1909 mit aller Macht an den Bau des neuen Wohnhauses. Der lehmige Boden gab vorzügliche Ziegel, die von morgens bis abends unermüdlich in Formen gestrichen wurden. In einem 4 bis 6 qm großem Erdloch werden die mit einer Picke losgeschlagenen Lehmklumpen genügend mit Wasser angefeuchtet und dann von möglichst vielen Eingeborenen zu einem dicken Brei getreten. Ist die Masse richtig streichfertig, dann wird sie in eine Form aus Holz oder Stahlblech, jeweils vier Fächer, gestrichen. Schön sauber und glatt gestrichen, trägt man diese vier Lehmziegel auf einem handlichen Brett zum nahen Trockenplatz. Hier werden sie mit einem geschickten Schwung auf den gut planierten Boden gestülpt. Die Form wird dann abgehoben und der Backstein liegt fertig in der Sonne zum Trocknen. Mit zwei bis drei dieser Backsteinformen kann man bei fleißiger Arbeit an die tausend Stück und noch mehr an einem

Tage schaffen. Etwa zwanzig-bis dreißigtausend solcher Ziegel werden nach der Trockenperiode (drei bis vier Tage genügen) zu einem Ofen zusammengesetzt. Besonders sorgfältig freigelassene Feuergänge dienen zur Aufnahme von großen Mengen Holz oder Holzkohle. Dieses Holz wird angezündet, und bei richtigem Zug unter dauerndem Nachlegen von Feuerungsmaterial bald der ganze mächtige Backsteinofen durchglüht. Damit die Hitze sich auch gut hält, wird der fertiggestellte Ofen von außen noch dick mit Lehm verputzt. In etwa zwei bis drei Wochen sind die abgekühlten, gebrannten und gut geformten, roten Ziegel verwendungsfähig.

In zwei Monaten waren die erforderlichen 25000 Stück Backsteine fertig. Der Vater hatte längst nach sorgfältiger Überlegung einen geeigneten Bauplatz auf einer höher gelegenen Stelle, die nicht so von den Moskitos heimgesucht wurde, unter mächtigen Weißdornbäumen, die genügend Schatten spenden würden, ausgesucht. Auch die Baustellen für die nötigen Nebengebäude unseres Farmgehöftes wurden festgelegt. Die Mutter sollte bei der Ankunft etwas vorfinden, das sich sehen lassen konnte. Von morgens bis abends musste ich das große Baugelände von Büschen und riesigen Grasmengen säubern. Bei dieser Arbeit hatte ich ein großes Missgeschick. Vater, der nach Otjiwarongo unterwegs war zum Einkauf von Proviant, hatte mir aufgetragen, dass bei seiner Rückkehr die Säuberungsarbeiten fertiggestellt sein müssten. Ich hatte alles rechtzeitig fertig, nur die mächtigen losgehackten Büsche und trockenen Grasberge, die sich ringsum auftürmten, mussten noch verschwinden. Verbrennen war natürlich das Einfachste! Kaum hatte ich den Entschluss gefasst, als auch schon überall ein lustiges Feuer brannte. Ich hatte jedoch eines in meiner Unerfahrenheit nicht bedacht. Durch den gewaltigen Brand und die sich dabei entwickelnde starke Hitze entstand ein Feuersturm, der im Handumdrehen den ganzen Platz ringsherum entzündete. Einen ungeheuren Grasbrand hatte ich entfacht, und ein Löschen war unmöglich. Bald stand, soweit das Auge reichte, die Gegend in Flammen. Hinzu kam noch starker Wind auf, und rund 20 000 ha bestes Weideland wurde ein Raub der Flammen. Das provisorische Wohnhaus und die Ernte blieben gottseidank verschont.

Als Vater dann aus Otjiwarongo zurückkam und die völlig vernichtete Weide sah, gab es natürlich ein Donnerwetter. Er war sehr traurig und niedergeschlagen, da wir doch die Weide so dringend für den kommenden Viehstock benötigten. Schließlich beruhigte er

sich aber, denn er sah ein, dass eben Lehrgeld bezahlt werden musste. Außerdem brachte er einen Brief aus Deutschland mit, in dem die Abreise der Familie in den nächsten Monaten in Aussicht gestellt wurde. Über den Bauplänen, die jetzt sofort durchgeführt werden sollten, wurde der Brand vergessen, und wenige Monate später spross auf der Weide überall dort, wo das Feuer gewütet hatte, das junge Gras auch ohne Regen hervor. Die voraufgegangene Regenzeit hatte den Boden so gut und tief durchfeuchtet, dass genügend Nässe für das junge Wachstum vorhanden war.

Da auf der Farm keine Klippen vorkamen, musste das Fundament des Hauses aus gebrannten Ziegeln errichtet werden. Gegen die in Hamakari sehr stark auftretenden Termiten musste das Fundament durch eine Isolierschicht aus Teerpappe abgedeckt werden. Darauf ging es an die Errichtung der Wände. Gar bald hatten wir uns die nötige Maurertechnik angeeignet, und es war eine Freude zu sehen, wie von Tag zu Tag die Mauern wuchsen. Die gebrannten Steine waren von schöner, roter Farbe und bester Qualität. Dadurch war es möglich, den Bau als Fugenbau auszuführen. Baumaterial für das Dach war bestellt und aus Otjwarongo abgeholt worden. Das Dachdecken besorgte Vater. Es machte ihm als gelernten Zimmermann keinerlei Schwierigkeiten, besonders da die Dachkonstruktion wegen des leichten Wellbleches ganz einfach errichtet war. Im Oktober 1909 war das Haus unter Dach und Fach. Es bestand aus einem großen Wohnzimmer, zwei kleinen Schlafzimmern, einer sehr geräumigen Veranda und einer Küche. Für die vielen Familienmitglieder wir waren insgesamt 14 Personen (meine jüngste Schwester Elisabeth wurde später in Südwest geboren) -musste es eben solange reichen, bis wir unter Zuhilfenahme der Geschwister als Arbeitskräfte später Erweiterungen des Hauses vornehmen konnten. Die Stuben wurden nunmehr alle mit Lehm verputzt und dann sauber mit Kalk geweißt. Dadurch bekamen die Zimmer ein freundliches und wohnliches Aussehen. Dann ging es an die Herstellung all der vielen Betten. Diese wurden ganz einfach aus Omukaruhölzern, die wir reichlich im Busch fanden, angefertigt. Die rohgezimmerten Bettgestelle wurden mit Säcken bespannt, denn unsere geringen Mittel gestatteten es uns nicht, fertige Betten zu kaufen. Jeder Pfennig sollte jetzt zum Ankauf von Zuchtvieh verwandt werden. Im Oktober waren wir mit allem fertig, und unsere Lieben aus

Deutschland konnten kommen. Schmuck stand das neue Farmhaus auf Hamakari mit seinen roten Wänden und dem schrägen Giebeldach aus Wellblech unter den schattigen Bäumen. Endlich war es dann soweit! Anfang Dezember sollte der Reichspostdampfer mit Mutter und Geschwistern, zehn an der Zahl, in Swakopmund eintreffen. Rechtzeitig hatte Vater den erforderlichen Nachweis erbracht, da er ordnungsgemäß eine Farm in Deutsch-Südwestafrika erworben hatte. Daraufhin bezahlte die deutsche Kolonialgesellschaft die Kosten der Überfahrt für die Mutter und die Kinder bis zu 16 Jahren. Da mein Bruder Karl als nächstältester bereits 17 Jahre war, wurde er aus Gründen der Sparsamkeit solange in Deutschland zurückgelassen, bis das Gesuch für freie Reise auch für ihn bewilligt war. Ein Jahr später kam auch er in Südwest an.

Für den großen Transport des Gepäcks mietete der Vater von unserem Nachbarn Hans Nass einen Ochsenwagen. Er selbst fuhr mit der Maultierkarre und einem Eingeborenen nach Otjiwarongo und von dort mit der Bahn weiter nach Swakopmund. Er wollte die Seinen dort selbst in Empfang nehmen. Die große Freude des Wiedersehens kann man sich vorstellen. Bis zum Abgang des Zuges quartierte der sparsame Hausvater die ganze Familie im Tanzsaal eines Hotels in Swakopmund ein. Hier mussten alle auf Matratzen und Decken auf dem Fußboden schlafen. Dann wurde, weil es das billigste war, ein offener Eisenbahngüterwagen bestellt und Möbel und Hausrat darauf verladen. Ganz oben drauf thronten die 12 Diekmänner.

Nach zweitägiger Fahrt mit der Bahn kam die Familie in Otjiwarongo an. Dort wurde das ganze Gepäck auf dem großen, mit 16 Ochsen bespannten Wagen verstaut. Obendrauf lag die Kiste mit dem kostbaren Glas für die Fenster des neuen Wohnhauses. Viele neue Eindrücke erlebten die Neuankömmlinge jetzt auf ihrer ersten Fahrt durch die "Wildnis". Während der ersten Übernachtung im Freien hielten sie das laute Geschrei der Esel für Löwengebrüll, und daher fürchteten sie sich sehr. Die kleineren Geschwister waren zusammen mit der Mutter auf der Maultierkarre verfrachtet. Die größeren Kinder fuhren mit dem Ochsenwagen und mussten aufpassen, dass nichts von den vielen Kisten und Kasten verloren ging. Die Fahrt nach Hamakari führte über Waterberg und nahm drei Tage in Anspruch. Um meinem Vater behilflich zu sein, erbot sich Herr Weiss, einen kleinen Teil meiner Geschwister mit seiner

Karre nach Hamakari zu bringen, damit auf unserer Karre für unsere Mutter usw. mehr Platz sei. Ich hatte inzwischen wieder einen meiner immer wieder auftretenden Malariaanfalle und lag gerade im Bett, als plötzlich Herr Weiss mit einem Teil meiner kleineren Geschwister vor mir stand. Da war natürlich die Freude groß. Meine Eltern kamen etwas später an. Meine erste Sorge war jetzt, etwas zu essen zu besorgen. Ich hatte aber gerade einen kleinen Steinbock geschossen, und da ging es also schnell ans Braten. Herrlich schmeckte allen die Mahlzeit im neuen Heim.

Dann wurde erzählt, und es wollte kein Ende nehmen. Meine Geschwister wollten doch alle Neuigkeiten erfahren, und außerdem musste ich ihnen all das viele Neue zeigen.

Unser Frachtfahrer Hans Nass war ein richtiger Pechvogel. Zunächst brach ihm auf der Fahrt ein Rad. Er musste deshalb von dem Nachbarn Rinow auf der Farm Okosongomingo ein Rad borgen, um die Fahrt damit fortzusetzen. Von hier fuhr er nun, um die Fahrt nach Hamakari abzukürzen, durch den Busch, in dem es natürlich keine Wege gab. Der hochbeladene Wagen blieb mehrmals stecken, und dabei wurde das Gepäck beschädigt. Ein niedrig hängender Zweig fasste zu guter Letzt die zu oberst liegende Glaskiste und schleuderte diese vom Wagen herunter. Der größte Teil der Scheiben, die für unsere Fenster bestimmt waren, zerbrach dabei. Durch all diese unliebsamen Zwischenfälle hatte Herr Nass, unser Frachtfahrer, es fertig gebracht, anstatt drei Tage, für die Fahrt drei Wochen zu gebrauchen. Völlig abgerissen und ausgehungert trafen die restlichen Geschwister in Hamakari ein. Auf dieser Reise hatten sie Gelegenheit gehabt, Afrika von der romantischen Seite kennen zu lernen. Endlich war nun die ganze Familie bis auf meinen in Deutschland zurückgebliebenen Bruder Karl vereinigt. Vater konnte jetzt beginnen, die Farm weiter auszubauen. Die ersten Räume des zukünftigen Wohnhauses standen, es fehlte aber noch das Vieh, denn die Rinderzucht sollte doch die Haupteinnahmequelle werden.

Die deutsche Regierung hatte große Mengen von Zuchtvieh in Südafrika aufgekauft, denn im Lande selbst war fast nichts mehr vorhanden. Alle die riesigen Viehherden der Herero waren im Kriege vernichtet. Es musste daher von Seiten des Governements geholfen werden. Ein großer Posten Regierungsvieh stand in Windhoek zur Abgabe an die Farmer bereit, und jeder, der etwas

gebrauchte, konnte es dort preiswert kaufen. So machte sich nun auch unser Vater auf, um seinen Anteil zu holen. Meine Schwester Else nahm er in der kombinierten Donky-Maultierkarre bis Okahandja mit und ließ sie dort bei Bekannten zurück. Er selbst fuhr mit der Bahn weiter nach der Landeshauptstadt Windhoek. Dort suchte er sich fünfzig gute Milchkühe und einen schwarz-weißen Friesenbull aus. Das Vieh, das sehr gut war, kostete sehr viel Geld und musste sofort bezahlt werden; 200.00 Mark für jede Kuh und 500.00 Mark für den Bullen. Zur großen Freude erfuhr Vater anschließend, dass gleich 10 % als Prämie den deutschen Farmern vom Kaufpreis erlassen würden. Jetzt brauchten nur noch 180.00 Mark pro Tier entrichtet zu werden, 1000.00 Mark war gespart. Zum Glück traf Vater einen Farmer namens Lacheiner aus Otjiwarongo, der gleichfalls Kühe und einen Bullen gekauft hatte. Gemeinsam konnten sie beide den mühevollen Treck mit ihren 100 Rindern bis zum 300 km entfernten Waterberg antreten.

Kurz vor Hamakari trennten sich ihre Wege. Da aber das Vieh noch ungezeichnet durcheinanderlief, so musste eben geteilt werden, wie es gerade traf. Dabei ist wohl mein Vater als Neuling etwas zu kurz gekommen, denn unter seinen Tieren waren sehr viele alte.

Groß war die Freude, als Vater mit seinem Vieh zu Hause in Hamakari eintraf. Nach wenigen Tagen wurden schon die ersten Kälber geboren. Jetzt gab es Milch und Butter im Überfluss. Wie im Vorjahre setzte auch jetzt kräftig die Regenzeit ein. Prächtig erholten sich die auf dem langen Transport heruntergekommenen Kühe in dem üppigen grünen Gras. Bald stellte sich aber eine Schwierigkeit heraus. Bei der ungenügenden Aufsicht verlief sich das Vieh immer wieder. Zäune, die das Vieh (wie heute) in einzelnen Kamps auf den Farmen zusammenhalten, gab es damals noch nicht. Plötzlich fehlten 7 Rinder. Ich musste mit einem Eingeborenen tagelang die Ausreißer suchen. Aber vergeblich verfolgten wir die Spuren und gaben schließlich die erfolglose Jagd auf. Wir hatten schon alle die Hoffnung, die wertvollen Kühe wieder zu erlangen, aufgegeben, als mit einem Male völlig unerwartet per Post die Nachricht eintraf, die verlorenen Tiere hätten sich auf der Farm Otjondaura, 150 km südlich in Richtung Okahandja, bei dem Farmer Arnold eingefunden. Groß war die Freude, als dann nach 10 Tagen die Herde auf Hamakari wieder vollzählig war.

Wöchentlich brachten wir mit unserer Karre Butter, Käse und Gemüse zur Polizeistation Waterberg. Die ersten Einnahmen waren nicht gerade groß, aber bei unseren bescheidenen Ansprüchen galt doch jeder Pfennig bares Geld als wertvolle Hilfe.

Das Erntejahr 1909/ 10 war wieder durch den guten Regen zufriedenstellend. Leider waren unsere Felder noch zu klein, um daraus wirkliche Einnahmen zu erzielen. Vater beschloss deshalb, für die nächste Bestellzeit einen großen Posten Saatkartoffeln zu kaufen und diese in der Regenzeit auszupflanzen. Die zwei starken aufeinanderfolgenden Regenjahre hatten aber leider in uns einen völlig falschen Eindruck erweckt, nämlich, dass es immer so weiter gehen würde. Schon in der nächsten Regenzeit sollten wir vom Gegenteil überzeugt werden.

Bei Einsetzen der Trockenzeit ging es an die wichtigste Aufgabe, die Erweiterung des Wohnhauses, das sich schon längst bei all den vielen Bewohnern als zu klein erwiesen hatte. Besonders war ein Schulraum und ein Schlafzimmer für die Eltern erforderlich.

Die Schulfrage war überhaupt sehr schwierig und machte meinen Eltern große Sorge, waren doch die meisten Geschwister schulpflichtig. In dieser Zeit erhielten wir von einem Herrn Förster aus Kapstadt die Anfrage, ob wir ihn nicht bei uns auf der Farm aufnehmen könnten. Einen Erlebnisbericht und ein Dankschreiben, das wir an die Deutsche Kolonialgesellschaft gesandt hatten, war in der Zeitschrift "Kolonie und Heimat" veröffentlicht worden. Diese Schrift las nun zufällig ein ehemaliger Koch eines deutschen Afrikadampfers, der schon lange den brennenden Wunsch hatte, nach Südwest zu kommen. Er war in Kapstadt von Bord gelaufen, und hatte als Tellerwäscher in einem Hotel Arbeit gefunden. Durch den Bericht in der Zeitschrift erfuhr er unsere Adresse in Südwestafrika. Vater ließ jetzt Herrn Förster kommen, der dann als Hauslehrer tätig sein sollte, Es stellte sich aber sehr schnell heraus, dass der gute Mann für seinen neuen Beruf völlig ungeeignet war. Herr Förster wurde dann anderweitig auf der Farm beschäftigt, und meine älteste Schwester Else wurde Lehrerin der Geschwister.

Außer dem Erweiterungsbau des Wohnhauses war die Vergrößerung der Felder unsere Hauptaufgabe. Tagtäglich machten die 5 größten Geschwister unter strenger Aufsicht des Vaters vom frühen Morgen bis zum späten Abend Ackerland

"sauber". Jeder Busch musste in mühevoller Arbeit ausgegraben werden. Keine Wurzel durfte im Boden bleiben, denn sonst wucherten die Dornenbüsche im nächsten Jahr wieder weiter. Es konnten jetzt 10 ha tadellos hergerichtete Felder unter den Pflügen genommen werden. Mais, Kartoffeln und Bohnen gediehen prächtig. Die Ernte war gut.

Schweine und ein Eber wurden angeschafft. Ich hatte mir in Deutschland noch 40.00 Mark gespart durch Arbeit in einem Sägewerk. Dieses Geld sollte der Grundstock zu meinem späteren Vermögen werden. Ich verwandte es zum Ankauf eines Schweines. Diese Sau wollte aber nicht ferkeln, sie wurde daher fett gemacht und an den Schlachter verkauft. Mit dem Schwein, das ja die Stammutter einer einträglichen Zucht werden sollte, hatte ich kein Glück.

Zu unserem größten Leidwesen blieb im Jahre 1911 der Regen aus. Außer der großen Trockenheit kamen jetzt die Viehverluste. Von den 50 wertvollen Tieren gingen elf ein, vergiftet durch das ungesunde Schlammwasser in den alten Hererowasserlöchern, in denen man noch Kadaverteile von umgekommenem Hererovieh fand. Dieser schwere Schicksalsschlag wurde aber auch überwunden und durch doppelten Fleiß wieder gut gemacht.

Zu dieser Zeit trat auch ein Herr Wilhelm Lorang, ein Nachbar vom Kleinen Waterberg, in Erscheinung. Herr Lorang hieß allgemein der "wilde Mann". Er hatte ein wildbewegtes, abenteuerliches Leben hinter sich. Später hatte er die Farm Okawaka am Kleinen Waterberg erworben. Recht häufig war er in der letzten Zeit zu Besuch nach Hamakari gekommen. Sein Eintreffen pflegte er durch mehrere Gewehrschüsse anzukündigen. Bis spät in die Nacht hinein wusste er spannend zu erzählen, und besonders die männliche Jugend lauschte gespannt und höchst interessiert seinen aufregenden Jagdgeschichten. Er nahm auch oft einige von uns Brüdern auf längere Jagdexpeditionen mit, von denen er viel Wildfleisch mitbrachte, aus dem das sogenannte afrikanische "Biltong" bereitet wurde.

Aber der Hauptgrund seines Erscheinens war dann doch ein anderer. Das Leben auf einer Farm ohne Frau war nicht das Richtige. Er hielt deswegen bei unserem Vater um die Hand meiner ältesten Schwester Else an, die selbst zunächst den "wilden Mann" krass ablehnte. Umsonst hatte dieser Freier aber nicht seinen Beinamen.

Als nach mehreren Körben Else sich erneut weigerte, seine Frau zu werden, drohte er einfach, er würde sie erschießen. Schließlich und endlich gab die 20jährige Else nach, und bald fand dann auch die Hochzeit mit diesem rabiaten, fast doppelt so alten Bräutigam statt. Der neue Schwiegersohn war aber trotz aller Wildheit ein tüchtiger Farmer. Wir konnten viel von ihm lernen, so auch Kastrieren der Bullkälber, Brennen und Impfen des Viehs gegen Seuchen und der gleichen mehr.

Der neue Farmhof war in der Zwischenzeit durch den Bau eines Wirtschaftsgebäudes, in dem alles Gerät ordentlich untergebracht werden konnte, ganz wesentlich verbessert worden. Bei diesen Bauarbeiten jedoch erkannte ich auch meine praktische Veranlagung für die Maurerei. Diese vom Vater ererbte handwerkliche Begabung sollte mir bald gut zustattenkommen.

Verleitet durch die vergangenen beiden guten Regenjahre und durch die schöne Ernte, hatten wir für 800.00 Mark einen großen Posten Saatkartoffeln gekauft. Jetzt aber blieb der Regen aus. Dieses hatte zur Folge, dass nur ein kleiner Teil gepflanzt werden konnte. Wir konnten noch von Glück sagen, als die Schutztruppe uns den ganzen übriggebliebenen Rest Saatkartoffeln als Speisekartoffeln abnahm. So entstanden wenigstens keine größeren direkten Verluste.

Trotz aller Sparsamkeit und trotz allen Fleißes wurden aber die Abgänge an Vieh und die letztjährige schlechte Ernte sehr fühlbar. Vater beschloss daher, eine neue Verdienstquelle zu suchen, und da er ja das Zimmermannshandwerk erlernt hatte, musste dieses ausgenutzt werden. Eine vernünftige Reparaturwerkstatt für Wagen und landwirtschaftliches Gerät gab es in der Gegend von Otjiwarongo noch nicht. Darum wollte er es als Wagenbauer versuchen. Aufträge erhielten wir wohl, aber die Einnahmen blieben gering. So musste ich jetzt als Maurer Geld verdienen. Ich erhielt bald eine Stelle als Lehrling bei dem Bauunternehmer Schwarzer, der den Neubau des Hotels Laszig und Ihde in Otjiwarongo ausführen sollte. Zur damaligen Zeit war es gang und gäbe, dass die Maurer stark dem Alkohol frönten und mein Meister, Herr Schwarzer machte keine Ausnahme davon. Diese dauernde Trinkerei passte aber dem Inhaber des Hotels, Herrn Gumpel, in keiner Weise, so dass es ständig zu Differenzen zwischen den beiden kam. Schließlich fragte er mich, ob ich es mir zutraue, den Bau alleine fertig zu stellen. Ich antwortete ihm, ich wolle mein

Bestes versuchen, und so wurde plötzlich aus einem Lehrling ein selbständiger Unternehmer, was auch nur damals möglich war.

Zur vollsten Zufriedenheit des Bauherrn führte ich die Bauarbeiten zu Ende, und ich erhielt außer meinem guten Lohn als Maurer noch 250.00 Mark Gratifikation. Da alles so gut geklappt hatte, und das vergrößerte Hotel sich immer noch als zu klein erwies, gab Herr Gumpel mir einen weiteren Auftrag zum Anbau eines Speisezimmers mit geräumiger Veranda. Mit dieser Arbeit war mein Auftraggeber wiederum sehr zufrieden, und abermals erhielt ich nach Beendigung der Arbeit 250.00 Mark extra. Bei dem schnellen Anwachsen der Stadt genügten auch die vorhandenen Fremdenzimmer nicht mehr. Also baute ich jetzt vier Gästezimmer und zum dritten Male gab es 250.00 Mark Sondervergütung. Fast der ganze verdiente Lohn wurde gespart. Nur 20.00 Mark verbrauchte ich im Monat für mich. Abends verdiente ich mir noch etwas hinzu, indem ich für die Gäste Musik machte, d.h. das Grammophon bediente.

Dieses alles spielte sich in der Zeit von 1911 bis 1912 ab. Mein erstes Geld schickte ich nach Hamakari, um den Eltern zu helfen. Für mich selbst kaufte ich 70 gute afrikanische Schafe für 13.00 Mark das Stück. Diesen, meinen ersten Viehstock, stellte ich in Hamakari unter. Mein Vater ging zwischendurch als Tischler und Zimmermann auf die Nachbarfarm Okosongomingo, wo ein Handwerker dringend gebraucht wurde. Die Mutter versorgte mit den vielen Kindern solange die Farm. Jeder suchte also an seinem Platz zu helfen, um vorwärts zu kommen. Einmal in der Woche schickte Mutter auf einem Esel mit Tragsattel Butter, Eier, Käse und frisches Gemüse zur Polizeistation am Waterberg, wo sie stets dankbare Abnehmer fand.

Mit 1 200 mm war die nun folgende Regenzeit die stärkste der letzten 10 Jahre. Leider fiel der Regen schlecht verteilt, und die Ernte war trotzdem ungenügend. In den Kinderschuhen steckten auch noch die Kenntnisse und die Gerätschaften der Bodenbearbeitung, und das wirkte sich zusätzlich aus. Bei den Schafen traten auch große Verluste ein. Deshalb musste ein zweiter Platz zum Wechseln gesucht werden. Wir treckten zum Waterberg, wo uns ein früherer Nachbar, der Farmer Heinrich Düwel auf Okamombonde erzählte, er hätte auf einer Jagd eine Quelle, etwa 4 km von seinem Hause entfernt, entdeckt. Sie liege in einer Schlucht, von rotem Waterberg-Sandstein umgeben. Wir

fuhren auch bald dorthin und fanden einen urwaldartigen dichten Baumbestand, der von undurchdringlichen Schlingpflanzen durchzogen war. Tief unten lag die ergiebige Quelle, umstanden von hohen Farnkräutern. Eine verwunschene märchenhafte Gegend, von deren Existenz bisher niemand wusste. Sofort wurde beschlossen, diesen Platz als Kleinsiedlung zu erwerben. Die Behörde in Omaruru war aber nicht im Bilde, wo er lag. Auf keiner Karte konnte man ihn finden. Schließlich gelang es mir doch, der Regierung die Lage dieses Terrains genau zu bezeichnen und die Kaufgenehmigung auf meinen Namen zu erhalten. Ich bezahlte 300.00 Mark für diese 10 ha nebst dem dazugehörenden gemeinsamen Weiderecht. Durch meine Ersparnisse war ich in der Lage, alles bar zu bezahlen und so wurde ich mit 21 Jahren glücklicher Besitzer von Groß-Onjoka, d.h. auf Herero "große Schlange".

In Groß-Onjoka wurde mit vieler Mühe zunächst ein großes Stück Urwald gerodet, um Land zum Anbau von Tabak zu gewinnen. Ein Hartebeesthaus diente mir vorläufig als Unterschlupf.

In den letzten drei Jahren hatte ich mich jährlich einmal zur Musterung in Karibib beim Bezirksamt zu melden. Aber wegen noch nicht genügender körperlicher Entwicklung war ich immer wieder zurückgestellt worden. Erst 1912 wurde ich für tauglich bei der Truppe befunden und stolz berichtete ich dieses dem Vater. Ab 1. Oktober 1912 sollte ich bei der 6. Kompanie in Outjo meiner militärischen Dienstpflicht genügen.

Fünfzehn stramme junge Leute, die alle das gleiche Ziel, Meldung bei der Truppe in Outjo hatten, waren zum Abtransport in Otjiwarongo versammelt. Hier erhielten wir gleich den ersten Dämpfer auf unsere Begeisterung. In völliger Unkenntnis der militärischen Gepflogenheiten riefen wir nämlich von Otjiwarongo aus telefonisch bei der Kompanie an und baten um Gestellung eines Fahrzeuges zur Abholung der fünfzehn Rekruten. Nein, Beförderungsmittel ständen für derartige Zwecke nicht zur Verfügung. Wir müssten uns schon selber bemühen und zusehen, wie wir zur Kompanie kämen. Ja, da war guter Rat teuer. Eine Möglichkeit, von irgend einem Wagen mitgenommen zu werden, gab es zu jener Zeit noch nicht. Außerdem, wer sollte wohl Platz für über ein Dutzend Passagiere in seinem Ochsenwagen haben? Was blieb uns jungen Vaterlandsverteidigern also anderes übrig, als zu Fuß den 80 km langen Marsch anzutreten. Das Tippeln war bei der glühenden Hitze kein

Vergnügen. Jeder hatte seinen Sonntagsanzug und leichte, zum Teil auch zu enge Schuhe an. Als wir nach drei Tagen zwar pünktlich, aber halbtot in Outjo ankamen, sahen wir jammervoll aus. Die Füße geschwollen, die mühsam mitgeschleppte Bagage auf dem Rücken tragend, so wankten wir fünfzehn Krieger zur Schreibstube der 6. Kompanie.

Nach einem gründlichen Bad erfolgte hier die letzte, ganz genaue Untersuchung. Der Arzt fragte mich, ob ich Malaria gehabt hätte, ich antwortete "Ja, seit 1908 jedes Jahr!" Der letzte Anfall erfolgte erst vor kurzer Zeit nach einem anstrengenden Brunnenbau. Befund: Chronische Malaria! Außerdem sei die Milz geschwollen. Urteil: Zum Truppendienst nicht verwendungsfähig. Wie mir, ging es dem größten Teil der Rekruten. Von fünfzehn Anwärtern wurden nur drei genommen. Für alle truppendienstuntauglichen hieß es: zur Ersatzreserve! Die endgültige Entscheidung hierüber lag aber in Berlin beim Oberkommando der Schutztruppen. Bis zum Eintreffen der Bestätigung mussten wir Abgelehnten in der Kaserne verbleiben. Wir erhielten solange Normaltruppenverpflegung und Löhnung. Dienst brauchten wir nicht mitzumachen. Das war ein faules Leben, nur etwas langweilig. Erst nach zwei Monaten kam die Antwort aus Berlin, in der die Entlassung von uns zwölf Mann zur Ersatzreserve genehmigt wurde. Wieder hieß es "voetsam" nach Otjiwarongo laufen. Nach Hause ging es aber wesentlich besser.

Meine Eltern hatten sich inzwischen davon überzeugen müssen, das trotz aller Mühe auf der Farm keine genügende Verdienstmöglichkeit vorhanden war. Es fand sich jetzt eine Gelegenheit zur Übernahme einer Wagenbauerei mit Schmiede- und Stellmacherei, die dann zunächst von einem gewissen Herrn Hans Bürger in Otjiwarongo gepachtet wurde. Schweren Herzens wurde Hamakari vorübergehend aufgegeben, da sich der Betrieb dort noch nicht lohnte. Der Viehbestand war zu gering, und für die erforderliche Bewässerung bei einem größeren rentablen Gemüsebau reichte die vorhandene Wassermenge nicht aus.

Die Wagenbauerei und Stellmacherei in Otjiwarongo war ein voller Erfolg. Bereits nach den ersten Pacht Jahren konnte mein Vater den gesamten Betrieb kaufen. Ein noch geeigneteres Grundstück wurde von der Regierung erworben, und dann dort die Wagenbauerei auf Grund der gemachten Erfahrungen wesentlich

besser und praktischer aufgezogen. Ein kleines Wohnhaus nebst geräumiger Werkstatt entstand. Die Arbeitskräfte stellten die herangewachsenen Söhne, die zum Vater in strenge Lehre kamen. Da ich meiner Militärpflicht nicht nachzukommen brauchte und ja als Maurer ein schönes Stück Geld verdient hatte, beschloss ich, mit aller Energie und Zähigkeit, unter sparsamster Verwendung des so schwer erarbeiteten Geldes, den Ausbau meiner Farm von Groß-Onjoka.

Als erstes wurden Backsteine gebrannt und dann ein geräumiges Wohnhaus errichtet. Mit nur wenigen Eingeborenen als Hilfe ging es dann an ein weiteres Roden des Urwaldes. Als das wichtigste erschien mir aber die richtige Ausnutzung meines unbezahlbaren Wasserreichtums. Die Quelle musste abgefangen und ein Staubecken errichtet werden. Von diesem führten dann handbreite Zementrinnen auf die Felder, vermittle derer die Bewässerung vorgenommen wurde.

Da der Tabakbau am meisten Erfolg versprach, und Tabak in dieser Gegend ausgezeichnet gedieh, beschloss ich nach reiflicher Überlegung und gründlicher Kalkulation den Tabakanbau. In mühevoller und peinlich genauer Arbeit zog ich 20 000 kräftige Pflänzchen in Saatbeeten und verpflanzte sie dann auf die regelmäßig bewässerten Felder. Bald hatte ich mehr Tabak angebaut, als alle Nachbarn am Waterberg zusammen. Fürs erste war die Tabakgewinnung noch ein ziemlich primitiver Handbetrieb. Die fix und fertigen Blätter wurden aufgerollt und zu Zöpfen zusammengeflochten, die wieder in Rollen aufgewickelt werden mussten. Ich erkannte aber bald, dass Schnittabak wesentlich vorteilhafter für den Absatz geeignet war. Zusammen mit meinem Nachbarn Heinrich Düwel schaffte ich mir deswegen eine erstklassige deutsche Tabakschneidemaschine für 300.00 Mark an. Dieser Fortschritt bewährte sich ausgezeichnet. Durch die besonders günstigen Bodenverhältnisse, das gute Quellwasser, die allersorgfältigste Zubereitung war dann auch die Qualität des erzeugten Tabaks hervorragend, so dass ein guter Absatz die Folge war. Die allerbesten Abnehmer fanden sich jedoch in den reichen Diamantminen in Lüderitzbucht. Um den Tabak als Ration an die vielen Arbeiter ausgeben zu können, verlangte die Gesellschaft eine Lieferung in Viertelpfundsäckchen. Ich ließ deshalb entsprechende Beutel mit dem Aufdruck "Feinster Schnittabak, Wilhelm Diekmann, Groß-Onjoka-Waterberg"

anfertigen, und bald war der Onjoka-Tabak sehr bekannt und gefragt. Zu Anfang meiner Lieferungen erhielt ich 120.00 - 150.00 Mark pro Zentner, ein Preis, der als sehr gut anzusehen war. Mit Fleiß und Ausdauer ging es an den Ausbau der Kleinsiedlung. Immer mehr Land wurde urbar gemacht, Terrassen gebaut und die Quelle durch Erschließungsarbeiten verstärkt. Sehr schwierig war schon damals die Beschaffung genügender Eingeborenen-Arbeitskräfte. An die europäischen Arbeitsverhältnisse noch nicht gewöhnt, liefen die Neger häufig ohne jeden Grund fort. Wir Farmer mussten dann mit Hilfe einiger zuverlässiger Eingeborener auf die Suche nach neuen Leuten gehen. Zu diesem Zweck erkundeten wir häufig den Nordrand des Waterberges, denn dort versteckten sich immer wieder Eingeborene. Auch Buschleute waren auf dem jenseitigen wilden Felsenrand des Waterberg-Plateaus zu finden. Hatten wir eine Werft, wie hierzulande die Unterkünfte der Eingeborenen-Familien heißen, entdeckt, so schlichen wir uns von allen Seiten vorsichtig heran, um sie dann plötzlich zu überrumpeln. Jeder fing sich ein Weib oder Kind, was er gerade fassen konnte. Bei gutem Zureden beruhigten sich die Erschreckten aber bald und riefen ihre Männer aus den Verstecken herbei. Bei einer solchen Jagd, die fast an früheren Sklavenfang erinnerte, hatten wir eine Menge Buschleute gegriffen, aber leider nur wieder Frauen und Kinder, die Männer befanden sich auf der Jagd. Bei Dunkelheit kamen diese zurück, trauten sich aber nicht in unsere Nähe, trotzdem die Weiber sie dauernd riefen und ihnen sagten, dass keine Gefahr bestände. Endlich waren sie so mutig sich zu zeigen. Auch durch unsere ermunternden Worte ermutigt, setzten sie sich zu uns und bald war eine Freundschaft geschlossen. Sie hatten eine mächtige Riesenschlange erlegt, die sie in dicken, meterlangen Stücken auf dem Kopfe trugen. Schnell gruben sie ein Loch in die Erde, zündeten darin ein Feuer an und brieteten ihre Beute. Mit vielem Gerede und Gestikulieren gelang es uns dann auch, den Buschmännern klar zu machen, was wir von ihnen wollten. Schließlich verstanden sie und versprachen, am nächsten Morgen mitzukommen, um bei uns auf der Farm zu arbeiten. Wir legten uns dann schlafen. Bis spät in die Nacht hörten wir das Schmatzen dieser primitivsten Eingeborenen. Der Schlangenbraten muss wohl sehr gut geschmeckt haben.

Am nächsten Morgen zogen wir dann alle wohlgemut zu meiner Farm Onjoka. Die Buschleute blieben mit ihren Familien meistens einige Monate, um dann ganz plötzlich eines Morgens wieder

verschwunden zu sein.

Da ich nun ein selbständiger Farmer geworden war, dachte ich mit meinen 24 Jahren daran, eine Familie zu gründen. Junge Mädchen gab es zu jener Zeit nur ganz wenige in Südwest. Deshalb wollte ich versuchen, mit einem jungen Mädchen in Deutschland in Verbindung zu kommen. Ich ließ eine Anzeige in der Deutschen Frauenzeitung erscheinen. Bald erhielt ich auch eine große Anzahl von Zuschriften, von denen ich auch eine Reihe beantwortete. Der Ausbruch des ersten Weltkrieges machte dieser Korrespondenz ein jähes Ende.

Der Viehbetrieb ließ sich auf Groß-Onjoka gut an. Zur Bekämpfung der überall in der Umgebung ausgebrochenen Räude wurde bald eine Dippanlage aus Zement, nahe der Quelle, erbaut. In einem solchen Bassin mit ganz schmalem Ein- und Auslauf für nur ein Tier, werden Schafe und Ziegen in einer Schwefel-Kupferlösung "gedippt". Dipp ist ein englischer Ausdruck und heißt auf Deutsch soviel wie "hineintauchen". Durch diese Dippe werden die Tiere nacheinander schwimmend hindurch getrieben und so desinfiziert. Die wichtige Verbesserung war kaum hergestellt, als auch schon die ersten Schafe und Ziegen gedippt wurden. Bei dieser Arbeit erfolgte die Kriegserklärung des 1. Weltkrieges.

Ich erhielt auch sofort meinen Gestellungsbefehl. Danach hatte ich mich am 3. Mobilmachungstage in Omaruru zu melden. Jetzt war guter Rat teuer! Wer sollte an meiner Stelle auf Groß-Onjoka den Betrieb übernehmen? Da schickte mir der Vater aus Otjiwarongo meinen fünfzehnjährigen Bruder Heinrich zur Vertretung. In großer Eile wurde mein Bruder mit dem ganzen Betrieb vertraut gemacht. so gut es eben ging. Neben all den vielen Aufgaben bekam Heinrich auch den Auftrag, das Kleinvieh in einigen Tagen zum zweiten Male zu dippfen. Eiligst musste ich abreisen, um rechtzeitig in Omaruru, ungefähr 250 km von Onjoka entfernt, einzutreffen



Reiter Hans Diekmann, II. Res. Komp., Riet 1914.

In Omaruru angekommen, meldete ich mich pünktlich auf dem Bezirkskommando, Dort erfolgte auch die sofortige Einkleidung, Wie stolz war ich auf die riesige Menge Ausrüstungsgegenstände, die ich dort erhielt.

Bald erhielt ich den ersten Brief von zu Hause. Er enthielt leider eine Hiobsbotschaft. Elf wertvolle Kühe waren eingegangen. Die Tiere waren verspätet von der Weide gekommen und fanden in der Tränke kein Wasser mehr vor. Durstig wie sie waren, hatten sie von der giftigen Dippflüssigkeit gesoffen und waren daran verendet. Mein kleiner Bruder hatte es vergessen, die Dippe sorgfältig abzusperrern. Dieses war für uns ein schwerer Schlag. Aber die Kriegsvorbereitungen ließen mir keine Zeit zu persönlichen Sorgen.

Mit meinem Bruder meldete ich mich sofort. Karl war inzwischen bei der gleichen Kompanie in Karibib eingetroffen. Wir beide wurden der zweiten Reservekompanie in Okawayo zugeteilt.

Bei dem neuen Kommando waren zu unserem Pech für uns Neuankömmlinge keine Pferde mehr verfügbar. Wir fielen sofort beim Appell auf, weil wir nicht beritten waren. Als einige Tage später die Kompanie ins Feld rückte, blieb alles, was keine Pferde hatte, zurück und wurde als Wachkommando dem Lagerkommandanten, einem Veterinär, zugeteilt. Es stellte sich jetzt heraus, dass keiner von uns Brüdern eine Ahnung vom Wachdienst hatte. Die Frage, ob wir überhaupt ausgebildet seien, mussten wir verneinen. Der Reserveunteroffizier Bockelmann, in Zivil Angestellter einer Nachbarfarm, übernahm unsere militärische Grundausbildung.

Mir machte der Infanteriedienst auf dem Kasernenhof, in der Hitze vor so vielen Zuschauern, wenig Spaß. Ich traf deshalb mit meinem gemütlichen Ausbilder ein Abkommen, den "Kommiß" in den nahegelegenen Busch zu verlegen. Hier gab es genügend Deckung vor höheren Vorgesetzten, und außerdem konnte man in aller Ruhe auch mal von der Farmerei sprechen. Nach 8 Tagen allerdings war die Ausbildung ohne Besichtigung bereits beendet. Im Kriege geht ja alles viel schneller. Die "fertigen" Soldaten konnten jetzt im Wachdienst eingesetzt werden.

Gleich auf meiner ersten Wache suchte ich vergeblich nach dem Posten, den ich ablösen sollte. Ich konnte ihn einfach nicht finden. Ein "alter Mann" gab mir die Aufklärung: Auf der Hinterseite des Kommandantenhauses befand sich ein unverschlossenes Zimmer mit einem sauber weiß bezogenem Bett. Dort würde ich den Posten finden. Weil hier außer ein paar Schuppen doch nichts richtiges zu bewachen war, machte man es sich bequem. Man löste erst alle vier Stunden ab, denn warum sollte man sich stündlich im Schlaf stören lassen. Ich war mit dieser Lösung einverstanden.

Einige Zeit später wurde beim Appell gefragt, wer mauern könne. Ich meldete mich sofort. Bei einer 10 km entfernten Tränke sollte gebaut werden. Auf die Frage, wieviel Mann ich dazu gebrauche, antwortete ich "vier Mann" ! Hochbefriedigt zog ich auf mein erstes selbständiges Kommando, bestehend aus einem Führer und vier Mann. "Schon" nach 3 Wochen konnte ich melden: "Befehl aus-

geführt, Tränke gebaut!"

In, der Zwischenzeit hatte das erste Gefecht bei Sandfontein am Oranjefluß gegen eine englische Vorpostenschwadron stattgefunden. Der Gegner wurde zwar völlig aufgerieben, aber auch die Schutztruppe hatte schwere Verluste, die jetzt ersetzt werden mussten. Alle jungen Soldaten erhielten deshalb Befehl, nach Süden abzurücken und sich bei der 9. aktiven Kompanie zu melden. Ohne Zwischenfall erreichten wir per Bahn bei Kalkfontein-Süd, dem heutigen Karasburg, unseren neuen Truppenteil. Hier wurde alles beritten gemacht. Ich erhielt einen erstklassigen Rappen "Ingo" , der mir bis zum Schluss des Krieges wertvolle Dienste leistete. Endlich 'begann jetzt eine richtige militärische Ausbildung im Infanteriedienst, Reiten, Schießen. Auch die Pferdewache war nicht mehr so gemütlich, wie früher das Postenstehen beim Kommandantenhaus in Okawayo.

Einen Monat später erfolgte die Verlegung der Kompanie zur Funkstation nach Aus zum Schutz der Bahnlinie auf der Strecke nach Lüderitzbuch. Hier war alles für einen längeren Lagerdienst eingerichtet. Auch eine stark in Anspruch genommene Kantine wurde eröffnet. Bei dieser Gelegenheit konnte ich ein gutes Privatgeschäft machen. Alle Vorräte begannen knapp zu werden, und besonders fehlte es an Tabak. Ich wusste sofort Rat, indem ich meinen Gesamtbestand an Schnitttabak, der noch in Groß-Onjoka lagerte, dem Kantinenleiter anbot. Hoherfreut kaufte er den gesamten Posten für 400.00 Goldmark. Obwohl dieser bewusste Herr Tiemann aus Karibib 100 % an dem Geschäft verdiente, haperte es leider sehr mit der Bezahlung. Noch heute soll ich 1100.00 Goldmark von ihm bekommen.

Bei dem Dienst in Aus musste die Vorpostenkompanie in Richtung Garub ablösen. Die Kompanie ging hier in Stellung, Schützengräben wurden ausgehoben. Die Engländer lagen bereits keine 20 km entfernt bei der Wasserstelle. Eines Tages näherte sich eine starke Kavalleriepatrouille, unter Führung von Kapitän de Meillon, der gut getarnten deutschen Stellung. Es war Befehl gegeben, erst zu schießen, wenn der Feind ganz nahe heran sei. Kurz vor den Schützengräben mussten die Engländer etwas gemerkt haben. Die Patrouille schwenkte ab und erhielt von uns ein vernichtendes Feuer. Fast alle fielen oder wurden gefangen genommen. Unter den Gefangenen befanden sich auch drei Eingeborene, die später gehenkt wurden. Es bestand eine Abmachung zwischen den

kriegführenden Parteien, keine Neger als kämpfende Truppe zu verwenden. Ich musste die drei zum Tode verurteilten bewachen und war erstaunt, mit welcher Ruhe die Schwarzen in den Tod gingen.

Im Februar 1915 waren die riesenhaften Vorbereitungen des Gegners endlich beendet. Der Kampf gegen die deutsche Schutztruppe würde jetzt mit aller Macht ausgetragen werden. Den Angreifern kam die gute Regenzeit sehr zustatten, denn nur so war es möglich, durch die wasserlose Kalahari von Südosten her größere Truppenmassen zu führen. Konzentrisch erfolgte die Einschließung der schwachen deutschen Kräfte aus Richtung Lüderitzbucht, Swakopmund und der Kalahari.

Für die südliche Abteilung, die bei Aus lag, nämlich unsere Abteilung, bestand die große Gefahr, abgeschnitten zu werden. Der Rückzug wurde daher befohlen. Die Schienen der Bahnlinie wurden gesprengt, und die deutschen Einheiten nach Norden verlegt. Als einer von den letzten musste ich die Telefonleitungen entlang der Bahnlinie abschneiden. Irgendwelche Anweisungen, wie ich das zu machen hätte, gab es von niemand. Ahnungslos kletterte ich das erste Mal auf den Mast, in der rechten Hand die Drahtschere, mit der linken hielt ich mich fest. Kaum hatte ich den letzten Draht durchgeschnitten, da schlug der Telegrafmast. auf dem ich ganz oben saß, um. Einseitig belastet konnte er die Spannung allein nicht mehr halten. Mit letzter Kraft hielt ich mich krampfhaft an den weißen Porzellanlocken fest und schlug ziemlich unsanft auf den harten Boden. Durch diese Erfahrung reicher, sah ich mich in Zukunft bei diesen Arbeiten vor. Manchmal flogen mir außerdem Stücke von in der Nähe gesprengten Eisenbahnschienen um die Ohren. Dieses machte meine sowieso schon wenig erfreuliche Beschäftigung noch unangenehmer.

Da die Südafrikaner mit Hilfe von Tausenden von Eingeborenen die zerstörten Gleise sowie Telegrafleitungen sofort wieder herstellten, so kam von oben der Befehl, die zwecklose Vernichtung einzustellen. Die Kompanie wurde jetzt verladen und traf bei strömendem Regen schließlich in Karibib ein.

Die Kompanie sattelte auf dem Marktplatz ab, da Quartiere nicht mehr *verfügbar* waren. Jeder Soldat hatte nur eine Zeltbahn und einen Woilach. Da es des nachts schon ziemlich kalt war, krochen immer zwei und zwei Mann zusammen. Wir legten uns auf den

Bahndamm, in der Annahme, dass dieser Schienenstrang nicht mehr benutzt wurde. Gott sei Dank legten wir uns nicht zwischen die Schienen, die ja direkt zum Schlafen einluden, sondern quer davor, den Kopf -auf den Gleisstrang gebettet. Langsam rieselte der Regen weiter. Um nicht naß zu werden, krochen wir beide unter die Zeltbahn und zogen dabei die Köpfe ein Stück von der Eisenbahnschiene fort. Im Morgengrauen hörte ich plötzlich das Herannahen eines Zuges. Da ich der felsenfesten Überzeugung war, dass wir auf einem toten Gleis liegen würden und der Zug ganz langsam durch die Stadt fuhr und das Nachbargleis benutzen würde, weckte ich meinen Nebenmann erst gar nicht, sondern kroch seelenruhig unter die Zeltbahn. Mit einem Mal gab es einen heftigen Ruck und mit unwiderstehlicher Gewalt wurden wir beiden Schläfer unsanft ein paar Meter neben der flachen Schienenböschung entlang geschleift. Ich hatte mich also doch geirrt. Wir lagen doch falsch auf einem "lebenden Gleis". Die Lokomotive hatte vorne mit ihrem Greifer die untere Zeltbahn, auf der wir lagen, erfaßt und so Bett und Schläfer ein Stück mitgerissen. Um ein Haar hätte es ein großes Unglück gegeben, da der Lokomotivführer in dem diesigen Wetter uns nicht sehen konnte.

Das Kommando der Schutztruppe plante jetzt einen wichtigen Angriff auf die Bauspitze des Feindes, der die Schmalspur der alten deutschen Otavibahn in die breitere Kapspur umbaute. Bereits bis Treckkopje war die Bauspitze vorgedrungen.

In mehreren anstrengenden Tagemärschen hatten sich die deutschen Abteilungen dem Gegner genähert. Unter sorgfältigster Patrouillenerkundung waren sie in der letzten Nacht bis an den Feind herangekommen. Der älteste Hauptmann erklärte in einer Ansprache der Truppe den Schlachtplan. Danach sollte eine Brückensprengung im Morgengrauen das Signal zum Generalangriff geben.

Leider kam alles anders. In der Dunkelheit verloren die Aufklärer die Orientierung. Bei Sonnenaufgang stand die deutsche Truppe mit dem Gros noch ein paar Kilometer vor dem eigentlichen Angriffsziel. Eine Überrumpelung des starken Feindes, insbesondere der Vorhut, war demnach ausgeschlossen.

In Eilmärschen ging es nun vorwärts. Im -Karriere fuhr die Artillerie auf und eröffnete sofort ein heftiges Feuer auf die englischen

Schützengräben. Gott sei Dank war das feindliche Artilleriefeuer, das den deutschen Stellungen entgegenschlug, nicht weiter gefährlich, da sämtliche englischen Granaten als Blindgänger in den Sand fuhren. Trotzdem war aber ein weiteres Vorgehen bei der vielfachen Übermacht des Feindes nicht mehr möglich. Verbissen wurde auf beiden Seiten bis zum Nachmittag gekämpft. Die deutsche Führung musste sich schließlich bei den schweren Verlusten durch Infanteriefeuer und dem gänzlichen Fehlen von Reserven dazu entschließen, den Befehl zum Rückzug auf die Linie Karibib -Omaruru -Kalkfeld zu geben.

Im Laufe der Zeit hatte auch auf den anderen Kriegsschauplätzen die deutsche Schutztruppe der ungeheuren Übermacht weichen müssen. 4000 Deutsche standen etwa 70-80000 Afrikanern gegenüber, die auf das allermodernste mit Flugzeugen und Autos ausgerüstet waren. Die deutsche Schutztruppe hingegen verfügte nur über insgesamt zwei Flugzeuge.

In der Nähe von Tsumeb sammelten sich die Reste der deutschen Einheiten zur letzten Verteidigung an der großen Wasserstelle bei Korab. Zwischen Korab und Otavi war eine starke Stellung ausgebaut worden. Es stellte sich jedoch heraus, dass hier nicht genügend Wasser für eine Versorgung von ca. 3000 Mann zur Verfügung stand. Daher musste auch diese Position aufgegeben werden. Um die große Wasserstelle bei Korab verschanzte sich nunmehr die gesamte deutsche Schutztruppe.

Die deutsche Führung war sich aber bald darüber klar, dass eine Verteidigung auch hier für längere Zeit undurchführbar war. Der Befehlshaber der Schutztruppe entschloss sich daher im Einvernehmen mit dem Gouverneur, mit den Engländern Kapitulationsverhandlungen einzuleiten. Tatsächlich glückte es, zu einem einigermaßen günstigen Abschluss zu kommen. Alle Reservisten durften auf ihre Farmen, respektive in ihre Heimat zurückkehren, während die aktive Truppe in ein Gefangenenlager abtransportiert wurde.

Mein Bruder Hans, welcher gerade militärpflichtig wurde, musste auch als aktiver Soldat in dieses Lager nach Aus gehen. Es gelang ihm jedoch, nach einigen Monaten seine Entlassung durchzusetzen.

An uns Soldaten wurden die letzten Reste an Bekleidungsstücken und etwas Proviant verteilt. Nach Abgabe der Gewehre ging es bis

zur nächsten Bahnstation, von der wir dann nach Otavi befördert wurden. Unsere Pferde waren schon vorher dort eingetroffen. Die Offiziere hatten das Recht, sich jeder zwei Pferde auszusuchen und ohne Bezahlung mitzunehmen. Hier in Otavi konnten wir ebenfalls zwei Pferde pro Mann erwerben. Die Bezahlung sollte später erfolgen, da wir ja alle nicht genügend Geld bei uns hatten. Die Stellung von Bürgen war jedoch erforderlich. Die Pferde kosteten 10 Pfund pro Stück, das Sattelzeug 3 Pfund. Es glückte mir, ein sehr gutes Pferd zu erwischen, das zweite war bereits sehr schlecht und vor allen Dingen sehr schlapp.

Zufällig traf ich in Otavi meinen Schwager Lorang, mit dem ich den gemeinschaftlichen Rückmarsch zum Waterberg vereinbarte. In Ojtjenga wollte jedoch mein zweites Pferd nicht mehr das Marschtempo halten. Daher ritt Lorang, der es natürlich sehr eilig hatte, zu seiner jungen Frau zu kommen, allein weiter. Quer durch das Feld ritt ich jetzt über den Waterberg hinweg nach Onjoka. Gegen Abend kam ich an der Steilkante des Waterberges an, wo ich übernachtete. Erst gegen Mittag des nächsten Tages erreichte ich mit meinen beiden Pferden Onjoka. Erstaunt sah ich oben das Leben und Treiben in meinem, tief in der Schlucht gelegenen Haus, bzw. Garten. Zurückkehrende afrikanische Truppen hielten hier ihre Rast. Laut spielte mein Grammophon einen Marsch. Ich kam mir wie Odysseus bei seiner Rückkehr nach Ithaka vor. Die Südafrikaner waren erstaunt, als ich dann mein Haus betrat und sie fragten, was ich hier wolle. Als sie hörten, dass ich der Besitzer von Onjoka sei, ließen sie sich weiter deshalb nicht stören. Im Haus und Garten war alles zerschlagen und zerstört.

Mein nächster Gang war zu meinem Nachbarn Ehrenberg. Diesen traf ich gerade, als er mit einem englischen Requisitionsoffizier zum Viehkraal gehen wollte, um hier Färsen für die südafrikanische Truppe zu requirieren. Es war ein Glück, dass ich in diesem Augenblick zurückkam. Ich konnte so durchsetzen, dass statt der Färsen Ochsen genommen wurden, die ich dann auch später auf Grund der Abschätzung richtig bezahlt erhielt. Unser alter Nachbar erzählte mir, was sich alles während meiner Abwesenheit auf der Farm zugetragen hatte. Meinem Viehwächter Jan, der das Großvieh hütete, schenkte ich in der ersten Wiedersehensfreude meinen Tropenhut. Bald jedoch wurde ich eines besseren belehrt, denn der Junge fragte mich, was ich denn hier noch wolle. Es wäre alles sein Vieh, und auch den Platz würde er von den Engländern

als sein Eigentum erhalten. Alle Deutschen würden als Sklaven nach Kapstadt transportiert werden. Meine Schafe hatte ein altes Weib gegen die diebischen Buschleute und auch gegen die Engländer tapfer verteidigt. Es fehlten nur wenige Tiere. Sie erhielt von mir eine gute Belohnung.

Es war zunächst wichtig, für uns und die Eingeborenen irgendwoher Proviant zu beschaffen. Ich fuhr deshalb bald nach Otjiwarongo, um einzukaufen. Es stellte sich dort heraus, dass die Engländer unsere "Seitz-Scheine", ein von den Deutschen auf Zeitungspapier gedrucktes Notgeld nicht annehmen wollten. In dieser Not gab mir mein Vater deutsches Papiergeld, das zum Kurs von 28.00 Mark für ein englisches Pfund, also schon sehr im Wert herabgesetzt, eingewechselt wurde. Früher hatte das Pfund den Wechselwert von 20.00 Mark.

Lebensmittel waren überall sehr knapp, und ich konnte nur das allernotwendigste erhalten. Unsere größte Sorge war daher, so schnell wie möglich alles anzubauen, was für unsere Kost und Verpflegung notwendig war.

Auch die Tränkanlagen, die ebenfalls völlig zerstört waren, wurden wieder hergerichtet. Unser Vieh sollte wieder richtig getränkt werden können. Während des Krieges hatte der Vater den ganzen Bestand an Rindern nach Hamakari geschickt, und dort fiel es zu unserem großen Glück den Engländern nicht in die Hände. Erst später, als das Wasser in Hamakari nicht mehr ausreichte, hatten die Eingeborenen von sich aus das Vieh nach Onjoka zurückgebracht. Zusammen mit meiner ersparten Löhnung und dem Erlös von dem verkauften Tabak hatte ich auf der Bank mehrere tausend Mark liegen, die ich zur gegebenen Zeit zum Ankauf von Vieh verwenden wollte, denn bis jetzt besaß ich ja nur Schafe.

Eine Eingeborene musste für mich und meine Brüder, von denen besonders Karl und Hans sich oft bei mir aufhielten, kochen und das Notwendigste im Haus in Ordnung bringen.

Eines Tages erschien auf der Durchreise ein Herr Stockinger bei uns. Er erzählte uns, dass er Arbeit suche. Ich bot ihm an, vorläufig bei uns zu bleiben, jedoch könnte ich in den schlechten Zeiten ihm keinen festen Lohn zahlen. Herr Stockinger erwies sich in der Folgezeit als sehr brauchbar, so dass ich meinen Entschluss nicht bereuen musste.

Mitte 1916 dachte ich daran, mir nunmehr Großvieh anzuschaffen. Stockinger und ich ritten nach Okahandja. Ich hatte ihn mitgenommen, damit er mir bei der Auswahl der zu kaufenden Tiere behilflich sei. Unterwegs konnten wir schon bei dem damaligen Farmer und späteren Kunstmaler Aschenborn 17-20 Färsen erstehen. Es ging dann weiter zu Herrn Teinert, Farm Onganjira bei Okahandja, wo wir weitere Kühe und Färsen erwarben. 34 Stück Muttervieh trieben wir dann glücklich zum Waterberg, ein sehr schöner Anfang.

Ich hatte in den letzten Jahren bereits wieder versucht, in Hamakari während der Regenzeit Ackerbau zu treiben. Der Erfolg war jedoch gering. Mit Herrn Stockinger kam ich deshalb überein, dass wir in Hamakari die Arbeit gemeinschaftlich auf Anteil betreiben wollten. Die Farm lag ja noch immer verlassen da, weil meine Eltern in Otjiwarongo die Wagenbauerei betrieben. Mein Partner und ich kamen überein, dass ich Leute, Pflüge und alle Unkosten zu tragen habe, Herr Stockinger sollte dagegen die Leitung übernehmen und seine Arbeitskraft zur Verfügung stellen. Als Entschädigung für seine Hilfe beim Viehkauf hatte ich ihm einige größere Schweine geschenkt.

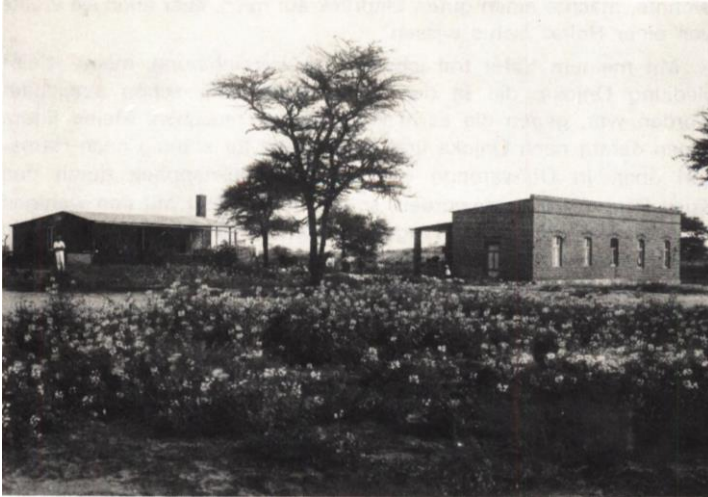
Unter der kundigen Hand von Herrn Stockinger wurden die Felder auf Hamakari für die kommende Regenzeit hergerichtet. Die Arbeiten gingen gut vorwärts, und bald war ein ansehnliches Stück Land zum Pflügen vorbereitet. Für seine Leistungen erhielt Herr Stockinger 3/5 des Verdienstes als Anteil. Der Rest verblieb mir.

Eine ausgezeichnete Ernte belohnte alle Mühe. Zwei bis dreihundert Sack Mais waren ein schönes Ergebnis.

Da Herr Stockinger jedoch sehr viel unter Fieber zu leiden hatte, vereinbarten wir, dass er im nächsten Jahr nach Onjoka ziehen und dort Tabak bauen sollte. Am Waterberg war das Klima bedeutend gesünder. Ich hatte zur selben Zeit neben dem Tabak auch viele Kartoffeln angebaut, die ich nach der Ernte zu gutem Preise gegen englisches Geld in Otjiwarongo verkaufen konnte.

Das Jahr 1917/ 18 kam heran. Ich ging nach Hamakari, erweiterte nochmals die Felder und bestellte alles mit Mais. Wieder gab es eine gute Ernte. Gleichzeitig begann ich mit dem Bau eines großen Dammes; dieser wurde im Laufe der Jahre mit sehr viel Mühe auf ca. 80000 cbm Schüttung erweitert.

Gelegentlich einer Ausstellung in Omaruru lernte ich eine junge Dame kennen, die mir sehr gut gefiel. Wir korrespondierten eine



Zwei von Wilhelm Diekmann für seine Eltern in Otjiwarongo erbaute Häuser, 1916.

kurze Zeit miteinander. Ich hatte schließlich den Eindruck, dass aus einer Heirat mit Frl. P. unter Umständen etwas werden könnte. Ich fuhr deshalb nach Omaruru und hielt kurz um ihre Hand an. Zu meiner großen Enttäuschung erhielt ich jedoch einen Korb, weil ich noch ein kleiner Anfänger war, und die jungen Mädchen damals in Südwest sehr hohe Ansprüche stellten. Aber etwas Gutes sollte meine Brautfahrt doch noch mit sich bringen. Auf der Bahn nach Kalkfeld traf ich mit einem recht angeheiterten Herrn zusammen, der sich trotz meiner Zurückhaltung dauernd mit mir unterhalten wollte. Kurz vor Kalkfeld endlich wieder etwas nüchtern geworden, fragte er mich, ob ich nicht jemand wüsste, der Vieh in Pension nehmen könnte. Das passte ja großartig! Ich erklärte ihm, Platz und Weide genug für eine größere Menge Rinder zu haben. Wir kamen überein, er solle mir 600 Stück Rinder zuschicken. Einen Schilling pro Kopf und Monat Weidegebühr sollte ich erhalten. Das war ein gutes Geschäft und in der Folge verdiente ich auf diese Art 3 600 Schillinge,

Von dem ersten Misserfolg als Freier nicht entmutigt, versuchte ich mein Heil ein zweites Mal. Ein Frl. Schl., die am Waterberg

wohnte, machte einen guten Eindruck auf mich, aber auch sie wollte von einer Heirat nichts wissen.

Mit meinem Vater traf ich jetzt die Vereinbarung, meine Kleinsiedlung Onjoka, die in der Zwischenzeit sehr schön ausgebaut worden war, gegen die Farm Hamakari zu tauschen. Meine Eltern zogen darauf nach Onjoka und ich siedelte für ständig nach Hamakari über. In Otjiwarongo war die Materialknappheit durch den Krieg immer größer geworden, so dass mein Vater mit den wenigen Arbeiten, die noch in der Wagenbauerei in Otjiwarongo auszuführen waren, meinen Bruder Heinrich betrauen konnte. Für meinen Vater baute ich im Jahre 1917 ein Gebäude, das er später als Cafe einrichtete. Ich erhielt dafür 50 Pfund Sterling, die ich zur Erweiterung von Hamakari gut gebrauchen konnte.

Ein Erlebnis aus dieser Zeit, das ich mit den damaligen englischen Besatzungsbehörden hatte, muss ich noch einfügen. Als ich die oben erwähnte Bauarbeit beendet hatte, kam gerade mein Bruder Karl mit einer Ochsenkarre nach Otjiwarongo. Diese gute Fahrgelegenheit wollte ich zur Rückkehr benutzen. Otjiwarongo war damals wegen der Lungenseuche unter dem Vieh gesperrt. Deshalb durften Ochsen den Ort nicht betreten und von außerhalb kommende Wagen mussten ca. 15 km vor der Stadt Halt machen. Ich bat daher einen Einwohner, uns Donkys zur Verfügung zu stellen, um unsere Sachen die etwa 15 km bis zu unserer Ochsenkarre hinauszubringen. Der betreffende Mann hatte keine Esel, sagte uns aber, diese Verordnung würde kaum beachtet, wir könnten ruhig mit unserem Fahrzeug in die Stadt kommen. Als vorsichtiger Mann traute ich aber diesem Bescheid nicht recht und ging zu einem anderen Herrn, um dort Tiere zu leihen. Dieser gab mir aber die gleiche Auskunft, und ich beschloss daher, den Versuch zu wagen und mit der Ochsenkarre nach Otjiwarongo hineinzufahren. Kaum waren wir wieder am Waterberg eingetroffen, da kam auch schon ein Polizist und brachte mir eine Vorladung zum Gericht. Wegen Übertretung des Seuchengesetzes sei ich angeklagt. Eigentlich war ja mein Bruder der Sündenbock. Ich nahm aber die Schuld auf mich, in der Annahme, dass die Sache nicht so schwerwiegend beurteilt werden würde. In der folgenden Gerichtsverhandlung verurteilte man mich zu 150 Schilling Geldstrafe oder 6 Wochen Gefängnis bei harter Arbeit. Den Engländern war in dieser Zeit sehr darum zu tun, Geldstrafen hereinzubekommen. Deshalb auch dieses Missverhältnis zwischen

Geldstrafe und Gefängnis. Für uns Deutsche war es damals Ehrensache, lieber die Gefängnisstrafe auf uns zu nehmen, als den Engländern das zu bezahlen. Strickt weigerte ich mich zur Zahlung. Ich musste w ieder einmal mit Fieber ins Bett, da ich wieder einen Malariaanfall hatte. Unentwegt kam der Polizist zu mir, um das Geld einzutreiben. Aber alle Überredungen nützten nichts. Nach 10 Tagen meldete ich mich wieder gesund zum Antritt der Strafe. Meine Arrestzelle lag neben dem Zimmer der Polizei. Als Proviant erhielt ich Soldatenverpflegung, die ich mir selbst in der Küche zubereiten musste. Fast der ganze Morgen ging mit dieser Arbeit hin. Arbeiten sollte ich ja, aber die Polizei konnte keinerlei Werkzeug zur Verfügung stellen. Ich machte der Polizei den Vorschlag, diese bei meinen Eltern zu borgen. Sie gingen tatsächlich darauf ein. Ohne Bewachung durfte ich jederzeit während des Tages im Ort herumlaufen. Zur "Tarnung" hatte ich nur immer ein Werkzeug in der Hand zu halten. Begegnete mir ein Polizist, so war ich eben dabei, es abzuholen oder zurückzubringen. Mir blieb außerdem noch viel freie Zeit zum Lesen guter Bücher. Unangenehm war nur, dass man bei Dunkelwerden kein Licht erhielt und schlafen gehen musste. Eine Stearinkerze wurde daher von mir besorgt und ich konnte die langweiligen Abende mit Lesen verbringen. Eines Abends bemerkte jedoch der Magistrat, was hier soviel wie Bürgermeister bedeutet, dass Licht aus meiner Zelle schien. Auf die Vorwürfe des Polizeisergeanten antwortete ich, ich hätte Kopfschmerzen gehabt. Am folgenden Abend war ich vorsichtiger und verhängte die Fenster. Alles in allem war das eine idyllische Gefangenschaft. Am letzten Sonntag meiner Haft blieb ich bei meinen Eltern zu Mittag. Als ich auch dann nicht zu meiner Zelle zurückkehrte, holte ein Polizeidiener mich ab. Auf sein Geschimpfe antwortete ich ihm, es wäre ja Sonntag und da könnte ich länger bleiben. Die Ausrede half mir trotzdem nichts. Für den Sonntagnachmittag erhielt ich eine Strafarbeit mit einem eingeborenen Gefangenen zusammen. Wir mussten einen Kraal herstellen, wobei ich als weißer Gefangener den Eingeborenen bewachen musste. Dieses Mal war ich also der Hereingefallene. Dieses Gefängnis wurde später abgebrochen und ich habe das Altmaterial davon gekauft.

Im Laufe des Jahres waren also meine Eltern nach Onjoka gezogen. Der Krieg nahm immer noch kein Ende. Spärlich trafen

die Nachrichten aus der Heimat ein. Was wir Deutschen aus den englischen Reutermeldungen erfuhren, glaubten wir nicht.

In Hamakari schafften wir weiter fleißig an der Vergrößerung der Maisfelder und der Fertigstellung des großen Staudammes. Auch in Otjiwarongo wurden verschiedene Bauten errichtet, die meine Brüder ausführten. Der Vater fuhr von Zeit zu Zeit zur Stadt, um den Fortgang der Arbeiten zu überwachen. Obwohl die Brüder längst erwachsen waren, meinte der Vater, immer noch Kinder vor sich zu haben, die beaufsichtigt werden müssten.

Zu diesem gleichen Zwecke fuhr nun Vater auch im Dezember 1918 nach Otjiwarongo, als gerade die Waffenstillstandsbedingungen bekanntgegeben wurden. Dieses furchtbare Unglück, das unser Vaterland betroffen hatte, bewegte uns sehr. Besonders Vater konnte es nicht fassen, dass der ganze lange Krieg verloren sein sollte. Niedergeschlagen musste er mit einer Magenverstimmung zu Bett. Da ja meine Mutter in Onjoka geblieben war, mussten Nachbarn den Arzt holen, der Calomel verordnete. Ob dieser Arzt, der sein Studium noch nicht beendet hatte, eine zu radikal wirkende Medizin verordnete, lässt sich schwer feststellen. Jedenfalls verschlimmerte sich der Zustand des Vaters von Tag zu Tag. Das Herz machte nicht mehr mit und völlig unerwartet starb unser rüstiger Vater am 12. Dezember 1918. Die Mutter erfuhr von dem Tode des Vaters erst, als er schon beigesetzt war. Nur die in Otjiwarongo anwesenden Geschwister gaben dem Vater das letzte Geleit. Unsere Mutter war fassungslos über den Tod ihres erst 52 Jahre alten Mannes. Sie stand jetzt mit den 13 jungen Kindern alleine in der Welt.

Im Januar 1919 fuhr ich mit der Mutter und den jüngsten Geschwistern nach Swakopmund zur Erholung. Hier besprachen wir, was jetzt werden sollte. Wir kamen endlich überein, dass Mutter mit den jüngeren Kindern nach Deutschland reisen sollte, damit diese dort die Schule weiter besuchen und etwas Tüchtiges lernen könnten.

Zu dieser Zeit wurden die deutschen Beamten und auch ein Teil der Zivilbevölkerung durch die englischen Behörden nach Deutschland repatriert. Anderen Deutschen wurde aber auch eine freie Reise angeboten, denn die Engländer wollten möglichst viele von ihnen abschieben. Diese Gelegenheit benutzte unsere Mutter mit den



Swakopmund 1921.

Geschwistern Heinrich, Burkhard, Hertha, Adolf, Emil, August und Elisabeth. Am 26. Mai 1.919 traten sie mit dem zum Truppen-transporter umgebauten Dampfer "Barwick Castle" die Reise in die alte Heimat an. Meine Schwester Adele hatte sich 1918 mit einem Polizeibeamten Krüger verheiratet und war schon vorher mit anderen deutschen Beamten repatriert worden. Schwester Käthe heiratete bereits 1917 einen Walter Schäfer aus Windhoek, wo sie eine Kleinsiedlung mit Eier-und Milchverkauf betrieben. Hans und Karl waren immer noch mit mir zusammen. Jeder besaß jedoch sein eigenes Vieh. Zu unserem großen Glück durften wir in Südwest verbleiben, der einzigen ehemaligen deutschen Kolonie, in der Deutsche weiter arbeiten durften und ihren Besitz behielten. Der gesamte Besitz der Eltern war ein Nachlaß geworden. Als Nachlaßverwalter wurde ich bestimmt. Da der Krieg die Preise ungewöhnlich hoch getrieben hatte, wurde leider alles viel zu hoch eingeschätzt, was sich später auf die Erbschaftssteuern ganz besonders ungünstig auswirkte. Meiner Mutter konnte ich in dieser Zeit nur das Allernotwendigste nach Deutschland überweisen.

Von dem Maurer Laborn kaufte ich Ende 1919 insgesamt 96 Stück Großvieh für den sehr hohen Preis von 9 600 Schillingen auf

61 Kredit. Das Geld sollte später als Hypothek auf Onjoka eingetragen werden. Der Zeitpunkt dieses Kaufes war denkbar ungünstig, denn bald fielen die Preise auf ein Minimum.

Der vereinbarte Tausch meiner Kleinsiedlung Onjoka mit der Farm Hamakari war durch den plötzlichen Tod meines Vaters nicht mehr ins Grundbuch eingetragen worden. Ich trat deshalb freiwillig von dieser Abmachung zurück, damit mir keiner einen Vorwurf irgendwelcher Übervorteilung machen konnte. Als Nachlasspfleger verwaltete ich vorläufig Hamakari für meine Mutter, bis alles einmal endgültig geregelt werden konnte. Den Betrieb in Otjiwarongo verpachtete ich an die Firma Siebers und Sager aus Omaruru. Später übernahm dann auch pachtweise Herr Otto Bohrer, der jetzige Schwiegervater unseres Sohnes Gerd, die Wagenbauerei bis zum Jahre 1925. Im Februar dieses Jahres kehrten meine Brüder Adolf und Burkhard ausgebildet aus Deutschland zurück, und von diesem Zeitpunkt an führten beide den Betrieb auf eigene Rechnung weiter.

Der große Damm in Hamakari, der während der letzten Jahre mehrmals, durch Termiten unterhöhlt, gebrochen war, wurde jedes Mal wieder repariert, weiter erhöht und wesentlich verstärkt. Mein Großvieh hatte sich mittlerweile auf mehrere hundert Stück vermehrt. Das Gleiche traf auch auf die Schafe zu. Eine Karakulherde, die Vater noch vor seinem Tode gekauft hatte, stand in Onjoka. Leider traten bei ihnen Verluste durch Würmer ein. Damals gab es noch nicht die richtige Medizin, wie sie heute allgemein von den Züchtern verwandt wird. Wir nahmen daher irrtümlich an, dass die Schafe, die ja die wertvollen Persianerfellchen liefern, sich am Waterberg nicht gut halten ließen. Aus diesem Grunde wurden die Karakuls später leider wieder verkauft. Gleichfalls hatte Vater 1917 noch 50 Färsen angeschafft, so dass die Großviehherde der Eltern auch heran-gewachsen war.

Anfang 1921 gelang es mir, 100 Schlachtochsen durch die Farm-wirtschaftliche Vereinigung Otjiwarongo zu einem guten Preis zu verkaufen. Der Schiffsverkehr mit Deutschland kam auch wieder in Gang. Ich trug mich mit der Absicht, nach Deutschland zu fahren, um mir dort eine Frau zu suchen. Durch die Buchhandlung Walter Bangert in Hamburg, mit der ich in Geschäftsverbindung stand, gab ich eine Anzeige für eine deutsche Zeitung auf, um Zeit zu sparen.

In der Anzeige wünschte ich einen Briefwechsel mit einem jungen deutschen Mädchen. Die eingehenden Offerten sollten bei Bangert bis zu meinem Eintreffen in Deutschland liegen bleiben.

Die Ochsen, von deren Erlös ich die Reise machen wollte, wurden im Juni geliefert. Das Geld dafür traf leider immer noch nicht ein. Außerdem sanken die Preise für Vieh in der Zwischenzeit ins Uferlose, so dass ich nur 65 Schillinge pro Tier erzielen konnte, während früher das drei-bis vierfache gezahlt wurde.

Auf dem Dampfer "Usaramo" hatte ich bei der deutschen Woermann-Linie im August 1921 einen Platz nach Deutschland belegt. Meine Brüder sollten mich während meiner Abwesenheit auf der Farm vertreten. In Otjiwarongo angekommen, traf ich auch mit unserem Kaufmann Doll zusammen, dem ich die Absicht, nach Deutschland zu fahren, erzählte. Bei seiner Firma hatte ich eine kleine Schuld von etwa 300 Schilling. Herr Doll erklärte mir, ich müsste diese Schuld sofort bezahlen, andernfalls er meine Schiffskarte sperren lassen würde. Da ich als der Nachlasspfleger für unser Schulhaus in Otjiwarongo noch etwa 700.00 Mark rückständige Miete des Schulvereins, dessen Vorsitzender Herr Doll war, zu bekommen hatte, so gelang es mir, diesen Betrag mit meiner Schuld zu verrechnen. Erst nach langem Sträuben war mein Gläubiger auf diese Lösung eingegangen. Glücklicherweise handelte es sich nur um eine verhältnismäßig kleine Summe, denn sonst wäre meine Reise hieran gescheitert. Mich hat aber doch das Verhalten und die Handlungsweise des Herrn Doll sehr geärgert, und viele Jahre lang habe ich nicht mehr in seinem Geschäft gekauft. Mein Ochsendgeld war immer noch nicht eingetroffen. Ich ließ mir daher von Herrn Bürger gegen einen Wechsel 50 Pfund Sterling. Da ich sehr sparsam sein musste und Kleidung in Deutschland preiswerter kaufen konnte, fuhr ich in meinem Reitanzug und einer karierten Jacke nach Swakopmund. Ich wohnte hier bei unserem alten Bekannten und Hauslehrer Herrn Förster. Von meinem wenigen Geld bezahlte ich sofort meine Hin- und Rückreise mit etwa 500 Schilling.

Die Reise auf der "Usaramo" verlief sehr schön, obwohl die Unterbringung damals sehr zu wünschen übrig ließ. Die ersten deutschen Schiffe, die nach dem Kriege wieder fuhren, hatten nur sehr wenig Ladung. Deshalb wurden viele Notkabinen in den Laderäumen eingerichtet und darin die Passagiere der dritten Klasse

untergebracht. Etwa 15 Personen bewohnten ein solches "Abteil". Unser Speiseraum bestand aus primitiven Tischen und Bänken, die der Einfachheit halber auf die Ladeluken gestellt wurden. Das Essen war aber vorzüglich. Die Stimmung der Reisegesellschaft, die ja nur aus Deutschen bestand, war ausgezeichnet, denn jeder freute sich, nach langer Zeit die alte Heimat wieder zu sehen.

Ohne Zwischenfall ging die Reise dann die Westküste Afrikas entlang, wo die verschiedensten Häfen angelaufen wurden, über Las Palmas nach Rotterdam. Die Bevölkerung kam uns mit großer Freundlichkeit entgegen, glaubte sie doch, noch weitere Rückwanderer vor sich zu haben. Meine Ausgaben schränkte ich auf das aller äußerste ein, um in Deutschland Geld zur Verfügung zu haben. Aus diesem Grunde schaffte ich mir auch keine weitere Garderobe an und erregte in meinem Reitanzug überall Aufsehen.

In den letzten 14 Tagen hatte sich an Bord ein Chor gebildet, der nach der für uns besonders interessanten Fahrt die Eibe aufwärts beim Eintreffen des Dampfers in Hamburg einige Lieder vortragen sollte. Auch ich befand mich unter den Sängern. Als das Schiff an der Pier festmachte und der Gesang steigen sollte, hatte der Chorführer die allergrößte Mühe, seinen Verein zusammenzuhalten, denn jeder wollte natürlich gleich seine Angehörigen am Kai begrüßen.

Auf der Reise hatte ich einen jungen Mann namens Heinrich Dörgeloh ebenfalls in Südwest ansässig, kennen gelernt. Dieser junge Mann wurde von einem früheren Hamburger Bekannten von Bord abgeholt. Dieser Herr lud mich ebenfalls ein, bei ihm zu wohnen, ein Anerbieten, das ich dankbar annahm.

Am nächsten Tage war mein erster Gang zur Deutschen Bank. Wie staunte ich aber, als mir für ein englisches Pfund 250.00 Mark ausgezahlt wurden. Die Inflation hatte vor kurzem ihren Anfang genommen. Ein Mitreisender, ein unerfahrener junger Mann, ließ sich dadurch verleiten, die gesamten Ersparnisse, durch den hohen Kurs beeindruckt, einzuwechseln. Dadurch verlor der Bedauernswerte in kurzer Zeit alles.

Meine dringendste Anschaffung war jetzt der Kauf einer Hose, denn mit meinem Reitzeug fiel ich in Hamburg besonders auf. Aber bevor ich diese Besorgung erledigte, kaufte ich mir erst einmal mehrere Tafeln Schokolade und schmelgte in diesem so lange entbeherten Genuss. Nach langem Suchen glückte es mir, ein Geschäft

zu entdecken, in dem ich eine einzelne Hose erstehen konnte. Sie war dunkel und außerdem viel zu lang. Ich musste schließlich froh sein, überhaupt etwas gefunden zu haben, denn damals, während der Inflation in Deutschland, war die Auswahl nicht allzu groß. Meiner Wirtin schenkte ich für die liebenswürdige Aufnahme, die ich in ihrem Hause fand, zum Abschied noch ein Fettpaket. Dann ging es nach Oldenburg weiter mit der Bahn.

Unter dem Arm trug ich ein Leopardenfell, das natürlich überall mächtig bestaunt wurde. Als ich in Diekmannshausen vom Bahnhof zu meiner Mutter ging, liefen die ganzen Dorfkinder hinter mir her. Wie glücklich Mutter war, als sie nach so langer Zeit ihren Ältesten wieder in die Arme schließen konnte, lässt sich ja denken. Ein großes Blechgefäß mit ausgelassenem Butterfett und viel Rauchfleisch hatte ich von Afrika mitgebracht, da ja in dem armen Deutschland damals derartige Lebensmittel äußerst knapp waren. Auch eine Kiste mit Jagdtrophäen führte ich mit als Geschenke für die Verwandten, die sich über diese Gaben sehr freuten.

Von meinem Vetter Fritz Diekmann erhielt ich bald die Mitteilung, dass eine Menge Briefe für mich eingetroffen seien. Es waren die Antworten auf mein Zeitungsinserat. Mit ihm zusammen sahen wir dann den ganzen Stapel durch und stellten 15 Bewerberinnen in die engere Wahl. Unter diesen Briefen war auch ein Brief von einem Fräulein Gertrud Schäfer aus Hamburg, meiner späteren Frau.

Mit diesen jungen Mädchen korrespondierte ich jetzt eine ganze Zeit, alle waren sie unter 20 Jahre alt. Bald blieb jedoch nur Fräulein Schäfer übrig. Mit all den anderen brach ich den Briefwechsel ab. Die Auserwählte, Fräulein Schäfer, hatte gerade bei einer Näharbeit in der Schirmfabrik ihres Vaters, der zwei gut gehende Läden in der besten Gegend Hamburgs hatte, gesessen. Ihre Näharbeit hatte sie auf eine ausgebreitete Zeitung gelegt. Da fiel zufällig ihr Blick auf jenes Inserat, in dem ein tüchtiger Farmer aus Südwesafrika in Briefwechsel mit einem jungen deutschen Mädchen treten wollte. Beim Lesen dieser Anzeige kam ihr der Gedanke, aus Scherz zu antworten. Die Gelegenheit war günstig, denn sie erhielt von ihrer Mutter den Auftrag, ein paar Besorgungen in der Stadt zu machen, und der schnell in aller Heimlichkeit geschriebene Brief konnte abgeschickt werden.

Von Diekmannshausen fuhr ich schon am nächsten Tage mit meiner Mutter nach Oldenburg, um mich einzukleiden. Anschließend ging es zum Frisör, der aus mir wieder einen kultivierten Menschen machen sollte. Unser Äußeres hatten wir als Jungesellen ziemlich vernachlässigt. Zum Schluss ließ ich noch bei einem Fotografen ein Bild von mir machen, um es bei meinem nächsten Brief an Fräulein Schäfer mit senden zu können.

Im Laufe der Zeit entwickelte sich ein sehr netter Briefwechsel zwischen der jungen Hamburgerin und mir. Schließlich erhielt ich eine Nachricht von ihr, sie einmal in ihrem Elternhause zu besuchen, und zwar möglichst an einem Donnerstagnachmittag. Meine ganzen Briefe gingen wie verabredet alle an ihre Milchfrau als Deckadresse, da ihr Vater von einem Briefwechsel nichts wissen sollte. Fräulein Schäfer hatte in ihrem ersten Brief auch ein Bild mit gesandt. Dieses Bild und ihre gesamten Briefe gefielen mir so gut, dass ich beschloss, die Einladung anzunehmen und nach Hamburg zu fahren. In Hamburg angekommen, ging ich zunächst zu der Milchfrau, an die ich ja meine Briefe gerichtet hatte und stellte mich als der Briefschreiber vor. Ich erkundigte mich bei dieser Frau, was für ein Fräulein Schäfer das wäre, aus was für eine Familie sie stamme und dergleichen mehr. Zu meiner allergößten Freude erhielt ich die beste Auskunft.

Mit großem Herzklopfen betrat ich nach einigem Zögern das Schirmgeschäft der Schirmfabrik Hugo Schäfer, besaß ich doch keinerlei Erfahrung im Umgang mit jungen Mädchen. Fräulein Schäfer erkannte mich sofort und begrüßte mich auf das freundlichste. Darauf wurde ich in die Wohnung gebeten und der Mutter vorgestellt, die bereits von ihrer Tochter in unseren Briefwechsel eingeweiht worden war. In der guten Stube tranken wir ein Gläschen Wein und wir kamen uns bald näher, machte doch Fräulein Schäfer sofort einen lieben und guten Eindruck auf mich. Aus diesem Grunde bat ich Frau Schäfer auch, uns zu erlauben, einen kleinen Spaziergang durch die Stadt machen zu dürfen. Dieses gestattete die gute Mutti Schäfer dann auch. Wir mussten nur versprechen, vor abends 9 Uhr wieder zurück zu sein, da dann der Vater von einer Versammlung nach Hause käme.

Meine Begleiterin, Fräulein Schäfer, schlug darauf vor, in den Zoologischen Garten zu gehen. Hier hatte ich jetzt genug Stoff, um unsere Unterhaltung lebhaft zu gestalten. Im Anschluss daran

tranken wir gemütlich in einem Restaurant Kaffee. In unserer fröhlichen und ausgelassenen Stimmung schlug ich gegen Abend vor, noch irgendwohin zum Tanz zu gehen. Da aber Fräulein Schäfer kein Tanzlokal kannte, fragte sie in ihrem zweiten Geschäft am Steindamm eines der Mädchen. Dieses nannte uns sofort die Hansasäle direkt nebenan. Zunächst besuchten wir ein Restaurant, wo wir zu Abend essen konnten und betraten anschließend gespannt die Hansasäle. Da wir so ziemlich die ersten Gäste waren, gesellte sich der sehr fidele Tanzordner zu uns und brachte uns bald in die richtige Stimmung, die auch noch durch eine Flasche Schwedenpunsch gehoben wurde. Mitten in unserer glücklichen Stimmung sah meine zukünftige Braut plötzlich auf die Uhr und meinte, wir müssten jetzt schleunigst nach Hause gehen. Ich wollte anfangs nichts davon wissen, aber sie ließ nicht locker, denn wir hätten ja ihrer Mutter versprochen, noch vor 9 Uhr zurückzukommen.

Wir brachen also auf und kamen tatsächlich pünktlich zu Hause an. An dem aufgeregten Wesen der Mutter merkten wir sofort, dass irgendetwas schief gegangen war. Richtig, so war es auch! Der Vater, der natürlich von unserem Ausflug nichts wusste, war völlig unerwartet schon gegen 5 Uhr nach Hause gekommen und hatte sofort seine Tochter vermisst. Auf seine Frage, wo sie sei, hatte die Mutter zunächst eine Ausrede gebraucht, Gertrud sei zu Besorgungen in der Stadt. Dann aber bekam sie es mit der Angst und berichtete dem Vater, dass das Mädels mit einem Herrn in der Stadt wäre. Natürlich folgte ein Donnerwetter, denn der Papa fand diese Exkursion unerhört. Glücklicherweise trafen wir kurz vor 9 Uhr in der Wohnung ein. Das sehr betrübte Fräulein Tochter wurde sofort ins Bett geschickt und von ihrem Vater nicht eines Blickes gewürdigt.

Am nächsten Morgen, als der Vater wieder zum zweiten Geschäft gegangen war, besuchte ich meine Braut abermals. An diesem Tage lernte ich auch ihre Brüder kennen. Der älteste, Hugo, war Ingenieur, der zweite, Walter, betätigte sich bei seinem Vater im Geschäft, und der jüngste war kaufmännischer Lehrling. Wir lernten uns bald gut kennen und beratschlagten zusammen, wie wir den Vater besänftigen könnten. Der Zufall kam uns hier zu Hilfe. Vater Schäfer wollte in der letzten Zeit den Kartoffelvorrat für den Winter beschaffen. Aber trotz aller Mühe konnte er bei der damaligen Nahrungsmittelknappheit nicht einmal einen Zentner bekommen.

Die Brüder waren deshalb auf den Ausweg verfallen, dem Vater vorzuschlagen, durch mich die Kartoffeln besorgen zu lassen, da ich ja vom Lande wäre. Nach langem Hin-und Herreden leuchtete das schließlich dem Vater ein. Gertrud erhielt aus diesem Grunde die Genehmigung, mich am Sonntag zum Mittagessen einzuladen. Überglücklich brachte sie mir diese Nachricht.

Ziemlich aufgeregt erschien ich kurz vor dem Essen am Sonntag vor meinem gestrengen Herrn Schwiegervater in spe. Er stellte mich sofort zur Rede und verlangte eine Erklärung, wie ich es hätte wagen mögen, ohne seine Erlaubnis mit seiner Tochter auszugehen. Wo ich sie denn überhaupt kennen gelernt habe. Ich entschuldigte mich und erklärte ihm, dass ich im Geschäft ihre Bekanntschaft gemacht habe. Den wahren Sachverhalt durfte er ja nicht erfahren. Nach kurzer Zeit fasste er Vertrauen zu mir und ich musste ihm alles erklären und über meine Person Auskunft geben. Dann gingen wir zu Tisch, den meine zukünftige Schwiegermutter festlich gedeckt hatte. Mutig geworden, bat ich nach dem Essen Herrn Schäfer höflich um Erlaubnis, mit seiner Tochter einen Spaziergang machen zu dürfen. Er gestattete das auch und bestimmte seinen Sohn Hugo dazu, uns zu begleiten. Zu dritt machten wir einen schönen Dampferausflug auf der Alster. Des Abends trafen wir uns in einem Hotel mit den Eltern, um dort zu Abend zu speisen. In voller Harmonie verlief dieser erste Abend im Kreise der Familie. Nach einer Nacht voller Überlegungen entschloss ich mich, schon am nächsten Morgen Vater Schäfer um die Hand seiner Tochter zu bitten. Er muss wohl mit mir als Schwiegersohn einverstanden und zufrieden gewesen sein, denn er gab mir seine Zustimmung und glückstrahlend vereinbarten wir sofort, dass unsere Verlobung an meinem Geburtstag am 10. Dezember stattfinden solle. In allerbesten Laune fuhr ich jetzt nach Diekmannshausen zurück und bat gleich meinen Vetter Fritz, mir bei der Beschaffung der Kartoffeln behilflich zu sein, denn ich wollte doch meinem Schwiegervater zeigen, dass ich zuverlässig sei. Wir beide hatten auch bald die fünf Zentner zusammen, die ich dann hoch befriedigt absandte.

Zu meinem großen Verdruss erhielt ich in den nächsten Tagen die wenig erfreuliche Nachricht aus Südwest, dass das Geld für meine verkauften Ochsen immer noch nicht eingegangen sei. Durch einen Irrtum war das Geld an eine andere Farmervereinigung überwiesen worden und diese verweigerte die Rückgabe. Das war ein harter

Schlag für mich, denn ich hatte mit dieser Summe fest gerechnet und saß jetzt mit verhältnismäßig wenig Geld da. Meine Braut, der ich dieses Unglück mitteilte, verlor aber nicht einen Augenblick das Vertrauen zu mir. Als auch in der Folgezeit das Geld ausblieb, half sie mir mit ihrem Taschengeld aus. Das habe ich ihr stets hoch angerechnet, denn letzten Endes kannten wir uns doch erst wenig.

Am 10. Dezember fuhr ich dann nach Hamburg zu meiner Verlobung. Ich verlebte dort mehrere glückliche Wochen im Hause meiner Schwiegereltern. Auch Gertruds Brüder lernte ich jetzt näher kennen. Besonders mit dem jüngsten, Herbert, einem lieben kleinen Kerl, heute auch in Südwestafrika, freundete ich mich sehr an. Jetzt hatte ich genügend Gelegenheit, auch einmal eine Großstadt mit ihren vielen Abwechslungen, Besuch von Theatern und dergleichen, kennen zu lernen. Als Besucher gefiel mir Hamburg sehr gut.

Anfang Januar kehrte ich dann nach Diekmannshausen zurück. Wegen meiner Geldkalamität mussten sich auch meine Mutter und die Geschwister sehr einschränken. Um das Geld in Afrika überhaupt frei zu bekommen, war unsere Gesellschaft gezwungen, einen Prozess zu führen. Wegen eines Formfehlers verlor sie ihn aber in der ersten Instanz und musste nun die Sache vor dem Obergericht weiterführen. Trotzdem der Prozess nach einem Jahre gewonnen wurde, erhielt ich keinen Pfennig. Da unsere Farmervereinigung große Schulden gemacht hatte, gingen auch mir die ganzen 6 000 Mark verloren.

Mit meiner Braut hatte ich vereinbart, dass sie noch einige Zeit bei meinen Verwandten in Diekmannshausen den ländlichen Haushalt kennen lernen sollte. Mein Schwiegervater war hiermit zunächst nicht einverstanden, weil er Gertrud im Geschäft nicht entbehren konnte. Wir kamen jetzt auf den Gedanken, meine Schwester Adele als Ersatz zu den Schwiegereltern zu schicken. Dies geschah dann auch, und nichts stand mehr dem Besuch meiner Braut in Diekmannshausen entgegen.

Anfang Februar 1922 holte ich Gertrud von Oldenburg aus ab. Bei Onkel Heinrich und Tante Mine kam sie jetzt in die "Lehre", um für später als Farmersfrau voll ihren Mann stehen zu können. Gleich am ersten Tage nach ihrer Ankunft war großes Schweineschlachten angesetzt. Meine Kusinen Anni, Leni und Alwine und deren Brüder Gustav, Erich, Fritz und Richard wollten meine Braut

necken und hatten Gertrud, die ja ein Stadtkind war, zum Rühren des Blutes bestimmt. Mit zusammengebissenen Zähnen löste meine Braut die ihr zudiktierte Arbeit zu aller Zufriedenheit. Aber auch sonst fand sich Gertrud bald in ihrer neuen Umgebung zurecht. Schöne Wochen verlebten wir in dieser, unserer alten Heimat. Im April fuhr Gertrud dann wieder nach Hamburg zurück, um ihre Aussteuer zu vervollständigen. Auch für meine Schwester Adele war ihr Hamburger Aufenthalt von Bedeutung, denn sie lernte dort den ältesten Bruder meiner Braut, Hugo, kennen und hat ihn später in Amerika geheiratet.

Gott sei Dank überwies mein Bruder Hans mir endlich etwas Geld aus Südwest, und ich konnte unserer auf den 19. Mai 1922 festgesetzten Hochzeit mit weniger Sorgen entgegensehen. Seit geraumer Zeit hatte ich schon die Einreisegenehmigung für meine zukünftige Frau für Südwestafrika beantragt, aber immer war sie noch nicht eingetroffen. Die Hochzeit rückte immer näher, und wir wussten nicht, ob und wann wir überhaupt abfahren konnten.

Die wirklich schöne und sehr gut arrangierte Hochzeitsfeier fand trotzdem in einem Hamburger Hotel statt. Da mir aber die Frage unserer Rückfahrt doch sehr zu denken gab, ging ich noch einmal zum Afrikahaus und verlangte den Chef der Passageabteilung zu sprechen. Als dieser jetzt mein Anliegen hörte, erklärte er sich sofort bereit, uns die Karten für den nächsten Dampfer auch ohne Einreisegenehmigung auszuhändigen. Außerdem war er noch damit einverstanden, dass wir die 16jährige Nichte meines Schwagers Lorang und den 2 jährigen Jungen meiner Schwester Adele, deren Mann gestorben war, mitnahmen. Den kleinen Jungen wollte das kinderlose Ehepaar Lorang adoptieren. Wie groß war dann aber die Überraschung, als wir erfuhren, dass unser Dampfer bereits in zwei Tagen abging. Hals über Kopf wurde gepackt und Abschied genommen. Gegen Abend des zweiten Tages war dann auch alles erledigt und aufatmend traten wir unsere Hochzeitsreise an Bord des Dampfers "Ussukuma" an. Das junge Mädchen und der kleine Neffe waren mit an Bord.

Nach einer wunderbaren Reise trafen wir vier Wochen später in Walfish Bay ein. Da ich immer noch knapp an Geld war, hatte ich es unterlassen, unsere Ankunft in Otjiwarongo telegrafisch meinem Bruder bekannt zu geben. In der Zeitung wurden ja die Namen der in Südwest aussteigenden Passagiere veröffentlicht, so dass ich annehmen konnte, ich würde auch ohne ein teures Telegramm

abgeholt werden. Groß war aber unsere Enttäuschung, als bei unserem Eintreffen uns niemand auf dem Bahnhof abholte. Wir nahmen daher die freundliche Einladung eines uns bekannten Farmers an und blieben bei ihm bis die Pferdekarre eintraf. Auf unserer Fahrt hatten wir leider Gottes eine unangenehme Panne, denn wir verloren von dem einen Rad den Reifen und mussten die letzten paar Kilometer bis zu der Farm Otjitasu des Abends zu Fuß zurücklegen. Es war inzwischen Nacht geworden, und das junge Mädchen und auch meine junge Frau fingen an sich zu fürchten, zumal wir auch noch die "pad" verloren hatten und Eingeborene nach dem Weg fragen mussten. Todmüde kamen wir schließlich wohlbehalten in Otjitasu an, von wo uns mein Schwager Lorang dann mit seiner Pferdekarre abholte. Herzlich begrüßte uns meine Schwester Else auf ihrer Farm Okawaka. Dann ging es mit der Ochsenkarre nach Hamakari weiter. Unsere Freude, als wir nun endlich in Hamakari unseren Einzug hielten, kann man sich ja vorstellen. Besonders meine Frau kam aus dem Staunen nicht heraus.

Ich hatte meine Brüder von Deutschland aus brieflich gebeten, unter allen Umständen die Wohnung zu renovieren und alles so nett wie möglich herzurichten. Enttäuscht war ich, dass sie noch nicht damit fertig waren, und alles im größten Durcheinander kunterbunt herumlag. Auch Lebensmittel waren nicht vorhanden. Selbst ein paar Eier, um die meine junge Frau bat, ließen sich nicht auftreiben.

Das Schlafzimmer, welches weiß gekalkt war, war mit einer Wellblechplatte als Tür versehen und wurde erst notdürftig eingerichtet, da uns ja noch unsere gesamten Sachen fehlten, die wir mit unserem großen Gepäck aus Walfish Bay erwarteten. Ein Herr Fiege, der sich zur Zeit in Hamakari aufhielt, half jedoch der frischgebackenen Farmerin beim Einrichten ihrer neuen Behausung, dolmetschte zwischen ihr und den Eingeborenen, was häufig zu Späßen und Tränen Anlass gab und brachte uns in sehr netter Weise über die ersten nicht ganz leichten Tage hinweg. Ich selber musste mich ja von morgens bis abends um den Betrieb kümmern und hatte daher wenig für diese Arbeiten Zeit.

Endlich nach fast drei Wochen kamen unsere großen Kisten und Kasten aus Walfish Bay an. Es ließ sich jetzt mit den mitgebrachten Herrlichkeiten schon ganz hübsch unser Heim einrichten.

Die immer noch dauernde große Geldknappheit behob ich durch einen günstigen Hammelverkauf. Die frisch aus Deutschland mitgebrachte Zentrifuge bewährte sich ausgezeichnet. Bald schon konnten wir Butter sogar bis zur Union liefern. Dieser Buttersversand war schon Ende 1921 in Gang gekommen, dadurch hatten wir Farmer die erste regelmäßige Einnahme. Mir ist es aber trotzdem heute ein Rätsel, wie wir zu der damaligen Zeit bei dem Geldmangel all unsere Ausgaben haben decken können. Nur allergrößte Sparsamkeit und vollständige Anspruchslosigkeit haben uns über diese schwere Zeit hinweggebracht.

Bei unserer Ankunft in Südwest war gerade Winterzeit, und daher ging auch das Einleben von Gertrud ganz gut. Es wäre schlimmer gewesen, wenn sie gleich in die große Hitze hineingekommen wäre. Neben allem anderen lernte meine Frau auch reiten, und oft begleitete sie mich auf meinen Ritten durch die Farm. Auch an meinen Jagderlebnissen nahm sie teil. Gertrud war mit ihrem Leben als Farmersfrau restlos zufrieden und glücklich verlebten wir die Tage in voller Harmonie. Nur sehr wenige weiße Frauen gab es zu der Zeit auf den Farmen, die weit auseinander und einsam lagen.

Da meine Brüder Karl und Hans mit uns auf Hamakari lebten, so war unser Haushalt nicht gerade klein, und meine Frau hatte mit Schlachten, Wurstmachen, dem Hühnerhof, dem Garten, allen Anliegen und Wünschen der Eingeborenen-Familien, kurz allem, was zu dem inneren Farmbetrieb gehört, vollauf zu tun.

Mein Großvieh war auf ca. 250 Stück angewachsen, die Schafe hatten sich auf ca. 600 Stück vermehrt. Erfreulicherweise stiegen unsere Einnahmen durch den Verkauf von Butter ganz wesentlich, so dass wir allmählich aus unseren finanziellen Schwierigkeiten herauskamen und die Farmen immer besser ausbauen konnten.

In dieser Zeit wurde Gertrud das erste Mal malariakrank. Ich brachte sie aus diesem Grunde zur Luftveränderung zu meiner Schwester Else nach Okawaka. Dort erholte sie sich auch sehr schnell. Ende November fuhren dann Gertrud und meine Schwester Else nach Swakopmund. Die Entbindung eines Kindes stand bevor.

Am 5. Dezember 1922 erblickte dann unser Sohn Gerd im Prinzessin-Rupprecht-Heim das Licht der Welt. Riesengroß war unsere Freude über den gesunden und kräftigen Jungen, und ich konnte es gar nicht erwarten, mein Kind zu sehen. Endlich nach 14 Tagen Abwesenheit nahm ich meine Lieben in Omaruru im Empfang. Bis dorthin war ich ihnen entgegengefahren. Wie strahlte die junge Mutter, als sie plötzlich auf dem Bahnhof erschien. Ohne in Otjiwarongo Station zu machen, was außerdem in einem Hotel mit erheblichen Kosten verbunden gewesen wäre, fuhren wir mit der Ochsenkarre, das Baby in einem Korb sorgfältig gebettet, heimwärts. Leider fing es während der Nacht an zu regnen, gerade als wir auf der "pad" ein paar Stunden ausruhen wollten. Aber die junge Mutter ließ sich durch den Regen nicht stören und versorgte in aller Ruhe ihr Kind. Wohlbehalten trafen wir nach drei Tagen jetzt zu dritt in Hamakari ein.

Zu meiner größten Sorge wiederholten sich Gertruds Malariaanfalle immer öfter. Eine Luftveränderung in Okawaka am Kleinen Waterberg, wo die Kranke stets die beste Erholung und Ausspannung fand, konnte dann nur helfen. Meine Schwester Else pflegte Mutter und Kind in rührender Weise.

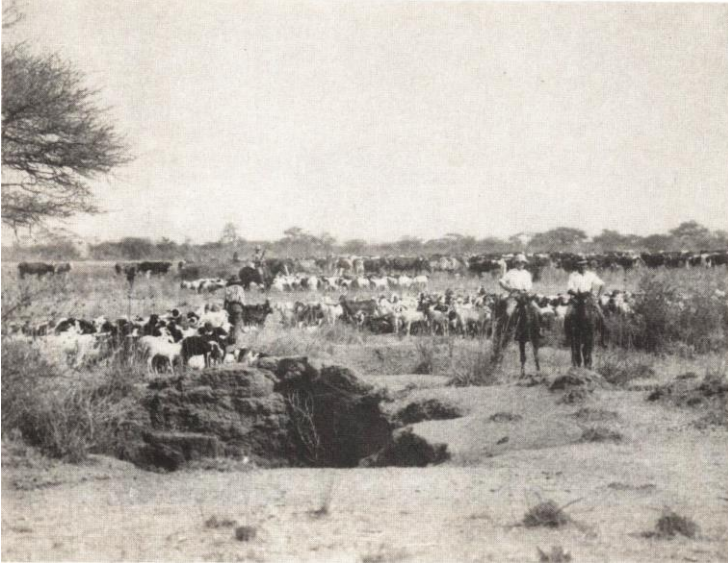
Ich war gleich nach meiner Rückkehr aus Deutschland wieder mit aller Kraft an den weiteren Aufbau der Farm herangegangen. Der erste Ochsenkamp und das Maisfeld waren noch vor meiner Abreise eingezäunt worden. Ein Einbrechen der Ochsen während der Nacht in das Maisfeld war demnach nicht mehr zu befürchten. Auch für die Treckochsen stand nunmehr ein Kamp zur Verfügung. Die Frage der Wasserversorgung war mit besonders großen Schwierigkeiten verbunden. Das Trinkwasser konnten wir nur den meist sehr lehmigen Pfützen entnehmen. Der große Damm musste vor allem verstärkt werden. Im Jahre 1923 brach der Damm trotzdem wieder. Termiten und Ameisen hatten ihn unterhöhlt. Das Maisfeld wurde ebenfalls erheblich erweitert. Unser vorläufiges Wohnhaus musste einigermaßen behaglich eingerichtet und damit vorliebgenommen werden, bis später das neue Haus auf dem Maisfeld gebaut werden konnte. Zum Glück blieben die Malariaanfalle aus, nachdem auch ein Schwarzwasserfieber-Anfall infolge zu großer Dosis Chinin überstanden war und meine Frau sich im Laufe des ersten Jahres an das Klima gewöhnt hatte.

Eines Tages erkrankte unser Junge an einer Augenentzündung, wie sie bei den Eingeborenen häufig auftritt, schwer. Ebenfalls steckte sich Gertrud bei der Pflege des Kindes an und beide musste ich nach Karibib zu einem Augenspezialisten bringen. Dank der sachgemäßen Behandlung dieses tüchtigen Arztes wurden beide Patienten bald wieder vollständig gesund.

Das folgende Regenjahr 1923/ 24 war leider ein sehr trockenes (nur 90 mml. dazu kam noch eine große Heuschreckenplage, so dass die Aussichten wenig rosig erschienen. Bereits im Juni mussten wir wegen Wassermangel und schlechter Weide die Farm verlassen. Ich hatte in der Zwischenzeit die Farm Otjahewita gepachtet und dahin zogen wir jetzt mit unserem ganzen Vieh. Die Schweine wurden auf den Ochsenwagen verladen, obendrauf kamen die Hühner. Während der weiten Fahrt brachen diese leider nach unten zu den Schweinen durch und wurden fast alle von den Borstentieren gefressen. In Otjahewita stand noch eine alte Ruine, die wir uns provisorisch als Behausung einrichteten. Hier sollte auch der Melkbetrieb weiter geführt werden, denn schließlich war das ja unsere einzige Einnahmequelle. Das Melken mussten wir aber schon bald einstellen, denn die Weide war zu schlecht und das Vieh magerte von Tag zu Tag ab. Wie so viele andere Südwestler Farmer hatten auch wir unheimliche Verluste unter dem Vieh, welches fast nur von Baumrinde sich ernähren konnte.

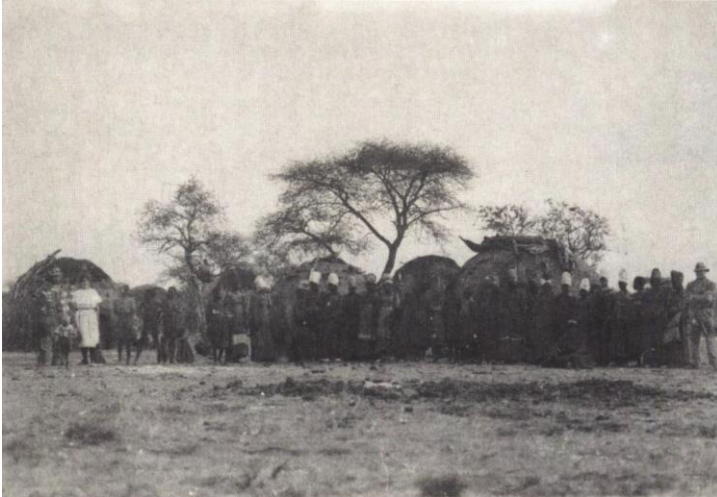
Zu dieser Zeit begann ich mit der Einzäunung der 3 500 ha großen Farm Onjoka. Zu der bereits bestehenden Kleinsiedlung hatte die englische Regierung uns noch das Land zugeteilt und vermessen, welches früher nur auf gemeinschaftlicher Grundlage benutzt wurde. Durch diese Regelung bekam ich auch den Platz Klein-Onjoka hinzu. Hier hatte früher Herr Ehrenberg gesessen. Ein kleines Häuschen, umgeben von einem hübschen Garten, fanden wir vor.

Im weiteren Verlaufe des Jahres 1924 nahm die Trockenheit immer mehr zu. Große Verluste an Vieh stellten sich ein. Es wurde schließlich so schlimm, dass ich mit dem ganzen Vieh nach Omaongombe trecken musste, um es durchzubringen. Wir zogen nach Onjoka zurück, um dort wieder etwas Tabak zu bauen. Das Jungvieh mussten wir auf das Plateau am Waterberg schicken und ohne Wärter dort frei herumlaufen lassen. All diese geschilderten Umstände und Schwierigkeiten brachten mir ungefähr einen Verlust von 400 Stück Großvieh.



Erstes Wasserloch auf Hamakari mit Rinder-und Bockieherde, 1924. Rechts im Vordergrund Wilhelm Diekmann und Frau Gertrud, geb. Schäfer.

Endlich, im Dezember 1924, setzte der Regen ein. Eine Übersiedlung nach Hamakari wurde dadurch bald ermöglicht, Hier ging es sofort ans Pflügen. Langsam stellten sich die Geburten der Kälber wieder ein, und allmählich konnten wir dann wieder mit dem Melken beginnen. Ein Herr Irion, den ich in Otjahewita kennengelernt hatte, führte als mein Angestellter die Einzäunungsarbeiten in Onjoka weiter fort. Den Zaundraht hatten wir direkt aus Deutschland kommen lassen. Leider gab es mit der Lieferfirma noch allerlei Scherereien, denn der Draht taugte nichts. Nach langem Hin und Her musste sich die Lieferfirma dazu bequemen, mir 300 Schilling zurückzuzahlen. Anfang 1925 war ganz Onjoka eingezäunt, auch der kleine Garten bei Ehrenberg war nicht vergessen, In Onjoka ließ ich nur ein paar Eingeborene zum Aufpassen. Gleichzeitig hatten sie den Garten zu bewässern. Auch ein Stück Luzerne war angelegt worden. Leider hatte ich keine Freude an dieser Anlage, da



Damarawerft, Hamakari 1924.

die Stachelschweine und Sandhühner, sowie Paviane zuviel Schaden anrichteten.

Im Laufe des Jahres 1925 ging ich dann an die Vorbereitungen zum Bau des neuen Hauses in Hamakari heran. Backsteine wurden geformt und gebrannt. Das Mauern machte gute Fortschritte, vier Zimmer, Küche und eine geräumige Veranda entstanden. Herr Fiege, der noch immer bei uns lebte, half mir bei all den Arbeiten. Selbstverständlich war ich bestrebt, so billig wie möglich auszukommen und verwandte deswegen das ganze alte Material des früheren Wohnhauses. Aus alten Kisten stellte Herr Mahnke die erforderlichen Fensterrahmen her. Meine Frau, die sich schon mächtig auf ihr neues Heim freute, besuchte uns täglich bei der Arbeit und feuerte uns durch Versprechen von Schokolade und Pralinen, die wir alle gerne aßen, zu immer schnellerer Arbeit an. Leider erkrankte Gertrud in dieser Zeit schwer an Gelenkrheumatismus und musste nach Tsumeb ins Krankenhaus. Diese Krankheit war sehr schmerzhaft und langwierig. Nach langer Zeit besserte sich ihr Zustand, und sie konnte wieder zu uns zurückkehren.



Am Kälberkraal, Hamakari 1924. V.l.n.r.: Ein Farmgehilfe, Frau Gertrud Diekmann, Farmgehilfe Oskar Fiege, Hans Diekmann.

Die Ernte 1925/26 war leidlich ausgefallen, und auch unser Kleinvieh brachte ganz schöne Einnahmen, Meine Schulden aus dem Viehkauf bei Laborn hatte ich bereits abdecken können. Meine Schafe hatten mir dabei geholfen. Ein größeres "Lot" ermöglichte mir dann auch endlich, den ganzen Rest meiner Schulden zu tilgen. Ich atmete auf! Mir war aus Versehen sogar passiert, 600 Schillinge zu viel an die Bank zu zahlen. Da nur Laborn einen Bankauszug bekam, war ich über die Höhe meiner Verpflichtungen nicht genau im Bilde; das beweist, wie wichtig eine geordnete Buchführung in einem so vielseitigen Farmbetrieb ist. Für die zu viel bezahlten 600 Schillinge konnte ich dann Baumaterial von Laborn kaufen und damit die Differenz ausgleichen. 1920 hatte ich auch noch einen Posten Großvieh auf Kredit kaufen können von dem Farmer Rapsch.

Durch den katastrophalen Preissturz war es mir nicht mehr möglich gewesen, dieses Vieh zu bezahlen. Nach Übereinkunft mit Rapsch gab ich ihm jetzt alle Tiere mitsamt der Nachzucht zurück. Außerdem hatte ich eine Menge Geld für die angelaufenen Zinsen zu bezahlen.

Da durch den Gelenkrheumatismus Gertrud sich einen Herzfehler zugezogen hatte und auch Gerd krank wurde, beschloss ich, beide nach Deutschland zu schicken, damit sie dort gründlich auskuriert würden. Wieder ermöglichte es mir das Kleinvieh, das Geld für die Reise aufzubringen. Mutter und Sohn blieben fünf Monate in Deutschland, wo sie völlig gesundeten.

Während der Abwesenheit meiner Familie hatte ich einen Herrn Spahn zur Hilfe auf die Farm genommen. Dieser und vor allem der Buschmann Aujann mussten für den Haushalt sorgen. Es war eine scheußliche Zeit.

Mein Bruder Hans, der ebenfalls nach Deutschland gefahren war, um zu heiraten, hatte mich gebeten, ihm mit Hilfe von Herrn Spahn sein Haus fertig zu bauen. Herr Spahn stellte sich leider so ungeschickt an, dass ich fast alle Arbeit selber machen musste.

Von Deutschland schickte mir mein Bruder Hans eines Tages einen jungen Mann, Karl Stolle, zu. Der hatte zu Hause nicht gut getan und sollte sich jetzt in Südwest bessern. Ich konnte aber auch nicht viel mit dem Jüngling anfangen und sah mich gezwungen, ihn bald zu entlassen. Herr Fiege reiste Anfang 1926 gleichfalls nach Deutschland, da auch er viel unter Malaria zu leiden hatte. Auch ihm ermöglichte ich die Reise durch Vorstrecken des Geldes für die Überfahrt. Ende 1926 kam Herr Fiege mit seiner jungen Frau zurück. Sie führte mir den Haushalt, so lange, bis Gertrud wieder zurück war in Hamakari. Bei all der vielen Arbeit ging die Zeit schnell vorüber und im Februar 1927 konnte ich die Meinen dann Gott sei Dank wieder in Swakopmund im Empfang nehmen.

Nach der Übersiedlung in das neue Haus Ende 1926 wurden die Wohnverhältnisse wesentlich besser. Nur mit dem Wasser hatten wir immer noch Schwierigkeiten. Ein Brunnen, der am Vley angelegt wurde, bewährte sich auch nicht besonders. Die wenig schöne, braune Flüssigkeit konnte man nur durch Klären mit Kalk einigermaßen genießbar machen. Onjoka hatte ich Anfang 1926 an ein junges Ehepaar gegen Arbeitsleistung verpachtet, eine Lösung, die mich aber nicht befriedigte. Ich war deshalb heilfroh, als ich Mitte



Hamakari 1925. V.l.n.r.: Farmgehilfe Irion, Frau Gertrud Diekmann, Wilhelm Diekmann, Farmgehilfe Oskar Fiege, Hans Diekmann mit seinem Neffen Gerd.

1928 diesen Platz für 35000 Schilling an Herrn Karl Becker verkaufen konnte.

Mein Bruder Hans hatte ebenfalls 1927 geheiratet. Das Brautpaar war im Mai nach Südwest gekommen und wohnte vorläufig bis zur Hochzeit bei uns.

In diesem Jahr begann ich Hamakari weiter einzuzäunen. Mein Schwager Herbert, den ich im Juli des Jahres 1927 vom Dampfer "Adolf Woermann" in Walfish Bay abholte, konnte mir jetzt in vielem zur Hand gehen. Auch mein Bruder August kam kurze Zeit später. Ein Versuch, ihn ebenfalls in die Farmarbeit einzuschalten, mißlang, denn August hielt mehr vom Handeln. Eines Tages war er in Okamatangara gewesen, wo er eine Menge Vieh gekauft hatte. Da er aber kein Geld besaß, beschlossen Hans und ich, dieses ganze "Lot" zu übernehmen. In der Folgezeit kaufte ich außer Vieh auch



Farmer Wilhelm Lorang, Okawaka (Aufnahme etwa 1955).

Waren und Farmgeräte bei Herrn Eichhoff, Okamatangara. Die Qualität des Viehs war leider sehr schlecht, und es machte keine Freude, dieses weiter zu verkaufen. Auf einer dieser Handelsfahrten lernte ich Herrn Walter Schulte auf der Farm Siegerland kennen. Eines Tages bot er mir diese Farm zum Kauf an. Ich griff zu und erstand den Platz von 5000 ha für 15000 Schillinge, ein sehr günstiges Geschäft. Um die Aufbauarbeit in Siegerland zweckmäßig durchführen zu können, machte ich Herrn Mahnke in Tsumeb den Vorschlag, sich Ochsen anzuschaffen und nach Siegerland zu ziehen. Gleichzeitig sollte er alle Arbeiten übernehmen.

Durch Vermittlung meines Bruders Hans kam noch Ende 1927 ein junger Mann namens Dietrich Lüllmann zu mir. Mit dem machte ich sehr schlechte Erfahrungen. Als erstes musste ich gleich seine erheblichen Hotelschulden bezahlen. Mit meiner Hilfe begann er dann einen Wanderstore und machte gute Geschäfte. Er kaufte Vieh von den Eingeborenen auf, das er diesen mit seinen Waren bezahlte. Nach kurzer Zeit kam Herr Lüllmann eines Tages mit zwei Lastwagen voll Waren in Hamakari an. Er wie seine Begleiter befanden sich in sehr fideler Stimmung. Die Folge war, bei mir wurde weiter



Wilhelm Diekmann und Frau Gertrud mit Sohn Gerd, Hamakari 1926.

gefeiert. Einmal kam Herr Zingel, der Manager der Firma Doll mit einem Bürgschaftsformular zu mir und bat mich, es für Lüllmann zu unterschreiben. Da ja mein Bruder Hans mit ihm in Geschäftsverbindung stand und Ochsen von ihm erhielt, ließ ich mich leider verleiten, das Papier zu unterschreiben. Diese Bürgschaft, noch dazu in unbestimmter Höhe, hat mir in der Folgezeit viele Sorgen gemacht, Es dauerte gar nicht lange, da war die Summe auf 9000 Schillinge gestiegen. Ich beschränkte jetzt die Bürgschaft und drang auf Abzahlung. Als Gegenleistung hatte mir Lüllmann die eingehandelten Ochsen übergeben, die ja in Wirklichkeit für meinen Bruder Hans bestimmt waren. Aber dadurch konnte ich wenigstens veranlassen, dass ein Teil des Geldes an die Firma

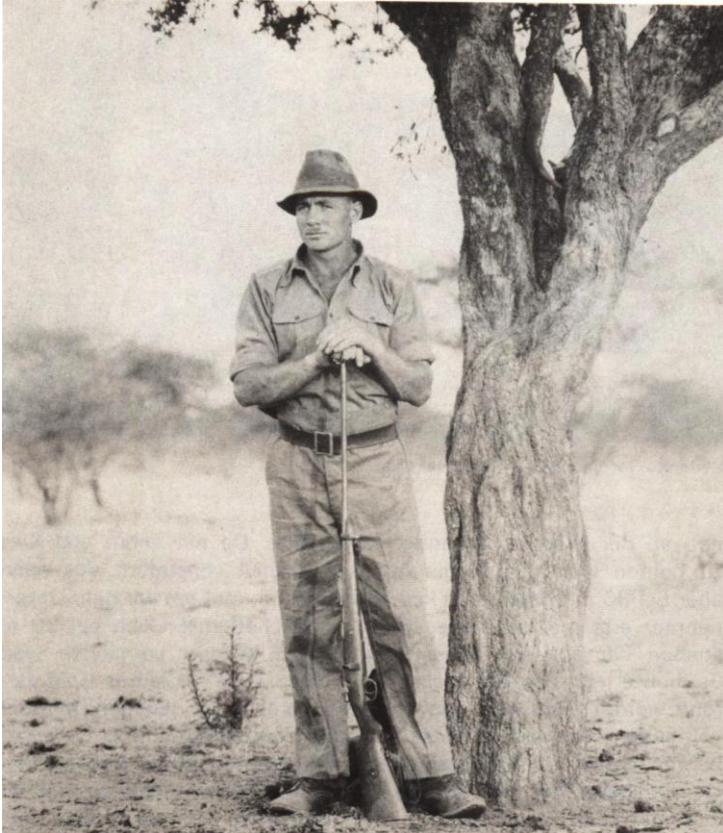
Doll nun wirklich bezahlt wurde. Mein Schwager Herbert trat als Angestellter gleichfalls in das Geschäft ein. Lüllmann besserte sich aber nicht, sondern machte immer mehr und mehr Schulden. Es blieb mir deshalb nichts weiter übrig, als sobald wie möglich Schluss zu machen. Das Geschäft wurde aufgelöst, und ich war um eine Erfahrung reicher.

Seit 1925 hatte sich die wirtschaftliche Lage verbessert, und auch die Regenzeiten waren zufriedenstellend gewesen. Dadurch hatte sich auch in meinem Betrieb alles gut angelassen. Aus dem größten war ich jetzt Gott sei Dank heraus.

Als in Otjiwarongo Grundstücke verkauft wurden, erstand auch ich zwei Parzellen für zusammen 1 000 Schillinge. Auf diesen Grundstücken mussten innerhalb zweier Jahre je ein Haus gebaut werden. Von diesen Gebäuden baute das kleinere mein Schwager Walter Schäfer, Käthes Mann, um darin als Entgelt für seine Arbeit drei Jahre frei zu wohnen. Auch das zweite Gebäude ließ ich durch Schäfer aufführen, es kostete ungefähr 10000 Schillinge.

Auf Siegerland war inzwischen die Aufbauarbeit unter der ausgezeichneten Leitung von Herrn Mahnke gut vorwärts gekommen. Die Farm war vollkommen eingezäunt, Kamps errichtet und das Wasser weiter erschlossen. Mein Jungvieh kam jetzt alles in das sogenannte Sandveld und gedieh dort gut. Schon im Jahre 1927 hatte ich von der Regierung die Hälfte der Farm Okambukonde, 3900 ha groß, an Hamakari angrenzend, als Zukaufsland erworben. Mein Bruder Hans erhielt die andere Hälfte. Da nun Siegerland als Einzelfarm zum Bewirtschaften zu klein war, beantragte ich bei der Regierung die angrenzende Farm Hollywood, die mir auch nach längeren Verhandlungen zugesprochen wurde. Mein Landbesitz mehrte sich.

Auf Hamakari musste endlich etwas für die immer noch nicht gelöste, so dringende Wasserfrage getan werden. Ich war deswegen sehr froh, als mir mein Bruder eines Tages aus Otjiwarongo mitteilte, es sei dort ein Bur mit einer Bohrmaschine eingetroffen, der Arbeit suche. Mein Bruder Hans und ich erklärten uns sofort



Hans Diekmann, 1927.

bereit, auf unseren Farmen bohren zu lassen. Erst mussten wir einmal die alte Bohrmaschine in Ordnung bringen. Bei dem günstigen Gestein auf unserem Gelände machten die Bohrarbeiten keinerlei Schwierigkeiten. Bereits auf 45 m Tiefe hatte er bei meinem Bruder Hans Wasser. Anschließend kam die Maschine zu mir. Mein Nachbar Hassenpflug hatte mit der Wüschelrute genau eine Stelle bezeichnet, an der Wasser vorhanden sein sollte.



Heuernte vor dem neuen Silo, Hamakari 1927.

Da nur Lehm und Kies zu bohren war, gingen die Arbeiten schnell vonstatten. Als dann aber bei 80 m immer noch kein Wasser kam, mussten wir dem Unternehmer erst mal ein neues Bohrtau anschaffen. Endlich bei 90 m stießen wir auf eine Kiesschicht, in der Wasser vorhanden war. Es musste jetzt das Bohrloch bis auf diese Tiefe für teures Geld verrohrt werden, ein Risiko, wussten wir doch nicht, ob genügend Wasser vorhanden war und all diese Ausgaben rechtfertigte. Beim Weiterbohren wurde im Sandstein der Zulauf immer größer und stärker. Da die kleine Maschine nur bis 100 m Tiefe bohren konnte, mussten wir uns so zufrieden geben. Beim Probepumpen betrug dann der Zulauf etwa 2 cbm pro Stunde, was fürs erste auch genügte. Ich schaffte als nächstes einen starken Windmotor an und ein Hochbassin wurde errichtet. Endlich konnte damit die Wasserfrage für den Haushalt gelöst werden.

Auch auf der Farm Hollywood mussten wir ein Bohrloch schlagen. Im roten Sandstein fanden wir zu unserer Freude schon auf 40 m reichlich Wasser, Ich beschloss deshalb, auch auf der Farm Siegerland bohren zu lassen. Hier war der Zulauf so stark, dass wir beim Probepumpen nicht feststellen konnten, wieviel Wasser das Bohrloch



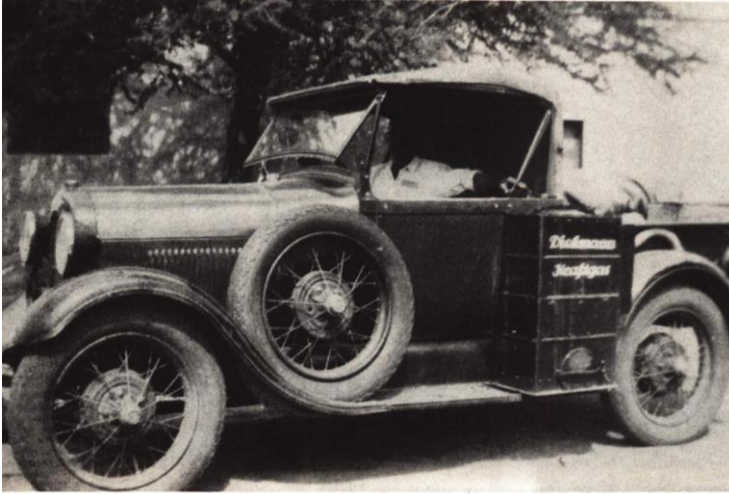
Store Gebr. Diekmann, Otjiwarongo, ca. 1930.

lieferte. Der Wasserstand stieg bis auf wenige Meter nach oben. Äußerst zufrieden setzte ich auf diese ergiebige Wasserstelle einen Adler-Windmotor, den ich aus zweiter Hand preiswert erwerben konnte. Auf dieser Farm ging es jetzt sofort an die Einzäunung.

1930 war ein sehr trockenes Regenjahr und auch 1931 fiel der Regen nur sehr spärlich. Es war daher ein Glück, dass ich rechtzeitig die Bohrungen, die so erfolgreich ausgefallen waren, hatte vornehmen lassen. Die Landbank hatte mir ein Darlehen gegeben, von dem ich die sehr kostspieligen Wassererschließungsarbeiten bezahlte.

1929 hatte ich mir mein erstes Auto, einen Ford A anschaffen müssen, da der Zukauf meiner Farmen im Sandveld bei den häufig vorzunehmenden Inspektionsfahrten ein schnelles Fortbewegungsmittel erforderlich machte. Der Wagen befand sich in gutem Zustande, war nur 6000 Meilen gelaufen und kostete 150 Pfund.

Da die Zeiten immer schlechter wurden, und auch die Benzinpreise dauernd stiegen, beschloss ich, mir für meinen Ford ein Holzkohleaggregat, das meine Brüder inzwischen entwickelt hatten, zuzulegen. Nach Überwindung der üblichen Kinderkrankheiten funktionierte



Ford A mit Holzgasanlage, Hamakari, Anfang der dreißiger Jahre.

diese Anlage tadellos. Große Fahrten nach Windhoek und Swakopmund ließen sich schon mit wenigen Sack Holzkohle bewältigen. Das erforderliche Heizmaterial für den Gasofen wurde bei dem großen Holzreichtum in Hamakari mit ganz geringen Unkosten gewonnen.

Nachholen muss ich noch den Bau eines Wirtschaftsgebäudes, der als dringend erforderlich bereits 1928 ausgeführt wurde. Ein Mahlraum, der gleichzeitig zum Stapeln von Mais Verwendung fand und ein Motorraum mit danebenliegender Milchammer wurden in diesem Wirtschaftsgebäude untergebracht. Auch eine Maismühle, die mir dringend fehlte, bezog ich von der Firma Howald und Vollmer in Windhoek. Ein Deutzmotor, der wenig gebraucht war, nebst Transmission, Riemenscheiben usw. gehörte dazu. Die Milchzentrifuge ließ ich mit diesem Motor laufen. Da der Verkehr und die wirtschaftliche Erschließung seit 1925 sehr stark verbessert worden waren, und durch die Anschaffung eines eigenen Lastwagens die auf der Farm erzeugten Produkte wie Milch, Sahne usw. weitaus schneller abgesetzt werden konnten, machte sich diese Anlage sehr gut bezahlt.

In dem Wirtschaftsgebäude befanden sich außer einem Zimmer für den Angestellten auch noch Tische und Bänke, wie Abwaschbänke aus Zement hergestellt, die sich sehr bewährt haben. Eine Geschirrkammer fehlte auch nicht. Auf der Rückseite hatte ich sehr praktisch eine Veranda angebaut, die zum Dreschen und als Werkstatt benutzt werden konnte. Ein motorgetriebener Maisrebler, eine Häckselmaschine und Windfege waren natürlich nicht vergessen. Dass auch dieser Motor wegen Betriebsstoffsparsnis mit Holzgas gespeist wurde, ist selbstverständlich.

In der kalten Zeit baute ich Weizen, Hafer und Gerste an, in der Regenzeit hauptsächlich Mais und verschiedene für die Weide wichtige Grasarten. Später säte ich dann noch auf einer großen Fläche Luzerne, das vorzügliche Krafffutter, aus.

Um mich von den vielen und zeitraubenden Ackerbestellungsarbeiten frei zu machen, nahm ich 1932 drei Afrikaner-Familien, den Buren Koekemoer mit seinen verheirateten Söhnen und deren Familien, an. Es waren insgesamt 36 Personen. Diese machten während der Trockenzeit Farmarbeiten, bestellten das Bewässerungsfeld und pflügten während der Regenzeit.



Garage Gebrüder Diekmann, Otjiwarongo, ca. 1930.

Die Leute waren recht brauchbar und sehr anspruchslos.

Da jeder Pfennig gespart werden musste, so schaffte ich mir für das Auto auch keine neue Batterie an und behalf mich weiter mit der alten, die schon sehr schlecht war. Durch das viele Ankurbeln des Motors mit der Hand überanstrengte ich diese und zog mir eine Entzündung des Gelenkes zu. Zunächst sah die Geschichte harmlos aus. Als es aber immer nicht besser werden wollte, ging ich doch zum Arzt nach Swakopmund. Dr. Schwietering sah die Sache aber sehr ernst an, und er stellte später eine Sehnenscheidentuberkulose fest. Eine sofortige Operation musste vorgenommen werden. Anschließend hielt der Arzt noch für längere Zeit Bestrahlungen für notwendig, und erst nach einer sechswöchentlichen Behandlung konnte ich nach Hause zurückkehren.

Die Regenzeit 1932/33 war katastrophal. Der Damm hatte keinen Tropfen Wasser bekommen, so dass wir bereits im Juni mit dem größten Teil unseres Vieh nach Siegerland trecken mussten. Hier war aber auch die Weide wegen der Trockenheit sehr knapp, und ich pachtete sofort die Farm Otjipoto dazu. Mein Großvieh war mittlerweile auf 1 300 Stück angewachsen. Durch die bereits vor 4 Jahren angeschafften Vollblutshorthornbullen war die Herde bedeutend verbessert worden. Die Halbblutkühe, lauter schwere prächtige Tiere, erfüllten mich mit großem Stolz. Ein Herr Wittram, der bereits bei den Einzäunungsarbeiten mitgearbeitet hatte, verwaltete jetzt die Farm Siegerland. Mit ihm besprach ich alles Erdenkliche, um die wertvolle Herde auf die bestmögliche Art durch dieses schwere Jahr zu bringen. In das Tränkwasser mischten wir Phosphorsol, legten gute Salzlecken an, kurz taten alles, was menschenmöglich war. Bei Eintritt von Verlusten sollte er sofort die Wasserstellen wechseln. Als ich eines Tages Siegerland kontrollierte, musste ich zu meinem Schrecken hören, dass fast täglich eine Kuh an Hunger kreperte. Herr Wittram zog von den gefallenem Stücken die Haut ab, präparierte diese und verarbeitete das Fleisch zu Hühnerfutter. Diese Arbeit hatte ihn so in Anspruch genommen, dass er sich in keiner Weise mehr um den weiteren Betrieb kümmerte. Auf meine Frage, wie denn die Weide in Hollywood wäre, erklärte er mir einfach unumwunden, sich darüber zu unterrichten, hätte er keine Zeit gehabt. Er hätte dort nicht hinreiten können. Dass ich über diese Auskunft sehr ungehalten war, kann man sich ja denken, das Hühnerfutter war doch völlig neben sächlich im Vergleich zu der Ernährung der Rinder.



Heumiete auf Hamakari, die leider bald darauf durch Funkenflug verbrannte, 1939.

Ich fragte Herrn Wittram, was er gemacht hätte, wenn es seine Tiere gewesen wären. Er antwortete mir kalt, wenn die letzte Kuh tot sei, dann hinge er sich auf. Dieses reichte mir, und ich beschloss sofort, eine Änderung durchzuführen, denn so konnte es nicht weitergehen. In Hollywood hatte ich festgestellt, dass außerhalb der Einzäunung noch eine Menge Gras vorhanden war. Ab sofort sollte das Vieh jetzt dort geweidet werden. Als Ersatz für diesen Versager stellte ich einen Herrn Antropp ein, der mir als sehr tüchtig empfohlen wurde. Ich führte ihn genau in den Betrieb ein, legte ihm vor allen Dingen die Pflege des Großviehs ans Herz und schärfte ihm ein, das Vieh zu sortieren und auf die verschiedenen Kamps zu verteilen, sobald wieder genügend Weide vorhanden sei. Ich fuhr dann nach Hamakari zurück.

Im Dezember setzte endlich der langersehnte Regen ein. Zu Weihnachten konnte ich bereits einen großen Teil der übriggebliebenen Kühe nach Hamakari zurückholen. Etwa 200 Tiere waren in dem Jahr an Unterernährung eingegangen. Der Regen setzte mit Gewalt ein, so dass der große Damm zu Weihnachten bereits voll war. Am Heiligabend begann er schon überzulaufen. Da ich meinen Leuten auch etwas Zeit zur Weihnachtsfeier lassen wollte, übernahm ich selbst die Wache am Damm. Einige Eingeborene, die ich für alle Fälle mitgenommen hatte, waren, wie ja hierzulande an Feiertagen üblich, von ihrem Kafferbier angeheitert. Etwa um Mitternacht hörte ich plötzlich das Wasser rauschen, der Damm wollte brechen. Mitte allen Mitteln, wie Sandsäcke und einer

Wagenplane, suchte ich jetzt das Loch bei Laternenschein zu verstopfen. Aber leider war mit den betrunkenen Eingeborenen dieses Unterfangen völlig erfolglos. In kurzer Zeit riss die Bruchstelle so weit auf, dass keine Aussicht mehr bestand, den Damm zu retten. Das unterhalb des Dammes liegende Bewässerungsfeld, gerade fertig bestellt, der Mais schon beinahe angelaufen, wurde jetzt von den riesigen Wassermassen überflutet und zerstört. Die Einzäunungen rissen weg, selbst die landwirtschaftlichen Geräte wurden von den Fluten mit genommen und teilweise erst Monate später gefunden. Meine Buren, die doch auf Anteil angestellt waren, verloren daraufhin völlig den Mut. Sie wollten aufhören und alles Zureden nützte nichts. Da sie noch etwas Schulden bei mir hatten, pflügten sie die Felder, die während der Regenzeit bestellt werden sollten. Ausgerechnet fiel jedoch in diesem Jahr der Regen so reichlich, dass der Boden vollständig ausgelaugt und die Ernte dementsprechend schlecht wurde.

Nach der Farm Siegerland hatte ich während der ganzen Regenzeit nicht fahren können. Durch tiefe Durchschläge war die "pad" unpassierbar geworden. Als ich endlich Ende Mai ins Sandveld kam, sah ich, dass auf der Farm alles drunter und drüber gegangen war. Mit meinem Verwalter war ich also vom Regen in die Traufe gekommen. Herr Antropp hatte sich als gänzlich unfähig erwiesen. Nicht einmal sortiert hatte er das Vieh, die Färsen waren dadurch viel zu früh gedeckt worden und das verursachte mir unabsehbaren Schaden. Natürlich wurde Herr Antropp sofort entlassen. Da er der dritte unfähige Verwalter war, hatte ich nunmehr von diesen "Gehilfen" genug und beauftragte einen Eingeborenen, der schon lange bei mir Dienst tat, den Betrieb in Siegerland in Ordnung zu halten. Dies hat in der Folgezeit der sehr zuverlässige und intelligente Herero Fritz zu meiner vollsten Zufriedenheit getan. Auch für die Farm Hollywood bestimmte ich einen eingeborenen Vormann.

Nach der Regenzeit, als alles wieder genügend abgetrocknet war, wurde sofort die Reparatur des Dammes in Angriff genommen. Ca. 7 000 cbm Erde waren durch den Dambruch fortgeschwemmt. Mit hundert starken Treckochsen, mein Bruder Hans half auch mit, wurde der Schaden in etwa zwei Monaten beseitigt. Auch die beschädigte Einzäunung ließ ich sorgfältig reparieren. Meine Karakulschafe überstanden die schweren, dünnen Jahre gut, ja, sie waren fast gesund geworden. In der jetzt sehr üppigen Weide wurden sie

schnell fett.

Die Regenzeit 1934/35 wurde wieder sehr gut. Eine schöne Ernte konnte eingebracht werden. Der Boden des Maisfeldes hatte sich nach dem schweren Regenjahr wieder gänzlich erholt. Das Bewässerungsfeld konnte ebenfalls in Ordnung gebracht werden,

doch richtig fertig waren wir damit erst im Jahre 1937. Während der kalten Jahreszeit hatte ich Gelegenheit, eine schöne und interessante Reise zur Nordgrenze Südwestafrikas bis zum Okavango zu machen. Unser Sohn Gerd, der in Swakopmund die Schule besuchte, machte nämlich den gleichen Ausflug mit den Pfadfindern zu diesem Fluss. Der Lehrer, der die Reise leitete, gab mir ohne weiteres sein Einverständnis, mitzufahren. Zwei weitere Herren nahmen außer mir ebenfalls an der Fahrt teil. Mit einem Lastauto ging es von Otjiwarongo weiter nach Grootfontein. Hier mietete unser Führer zur Sicherheit einen zweiten Wagen. Die "Safari" mit den vielen jungen, fröhlichen Menschen machte uns Erwachsenen sehr viel Freude. Die Fahrt ging weiter nach Kanovley. Dort hatte die "Northern Labour Company" zur Versorgung der angeworbenen Ovamboarbeiter eine Wasserstelle eingerichtet. Die Gegend war mit großen, üppigen Kamel- und Weißdornbäumen bewachsen, das Flussbett zum Teil mit Dünen überdeckt. Kaum sah man, dass man sich im "Omuramba", der Bezeichnung für eine Art flachen, trockenen Flussbettes, befand. Selbst in den vorhergegangenen, besonders starken Regenjahren hatten die Wassermassen es nicht vermocht, diesen Dünenstreifen zu durchbrechen. Nur ein riesiger See bildete sich vor ihnen. Nicht mehr weit vom Okavango entfernt, erreichten wir nach einer wunderbaren Fahrt durch Wildnis etwa 225 km nördlich von Grootfontein die Wasserstelle Karakuwisa. Hier wohnte ein Bur namens Kemp, der die aus dem Kavango zu den Südwester Farmern reisenden schwarzen Arbeitskräfte unterwegs zu verpflegen und zu betreuen hatte. Wir

sahen dort auch die ersten wilden Buschleute. Mit Schneiden von wertvollen Dolfholzbäumen, deren Holz zur Möbelfabrikation verwandt wird, verdiente sich Herr Kemp ein schönes Geld. Ich bestellte mir auch sofort einen Kubikmeter. Auf der Rückreise erfuhr ich jedoch, dass der Bur auch jenes mahagoniartige Schiwiholz liefern könne. Da dieses noch wesentlich besser als Dolfholz ist, gab ich sofort einen weiteren Auftrag von drei Kubikmetern Schiwiholz auf. Später sollten daraus meine Wohn-

und Speisezimmermöbel von einem erstklassigen Tischler angefertigt werden.

Löwen, Giraffen und vieles andere Großwild bestaunten wir auf der Weiterfahrt. Am Okavango, der nach Osten zu in Richtung des Caprivizipfels fließt und die Nordostgrenze von Südwestafrika bildet, begrüßten uns in den Werften die Eingeborenen mit großem Jubel, hofften sie doch von den weißen Besuchern "Präsente" zu bekommen. Majestätisch zog sich der das ganze Jahr wasserführende breite Fluss, an beiden Ufern mit mächtigen Kameldornbäumen bestanden, entlang. Flussabwärts machten wir auf der Missionsstation Nyangana ein paar Stunden Pause. Wir wurden hier sehr freundlich von den Patres und Schwestern aufgenommen, und bereitwillig stellten sie uns einen Führer für Ausflüge in die Umgebung zur Verfügung. Ich hatte bei dieser Gelegenheit eine Impala-Antilope geschossen, was unsere Jungens natürlich sehr interessierte. Alle möglichen Eingeborenen Kuriositäten konnten wir für wenig Geld bei den Schwarzen einhandeln. Auf der Rückfahrt durch das Kaukaufeid führten uns die wilden Buschleute für etwas Salz und Tabak ihre uralten Tänze vor. Nach 10-tägiger Abwesenheit trafen wir dann wohlbehalten wieder in Grootfontein ein. Eine unvergessliche und lehrreiche "Safari" in das wirkliche, urwüchsige Afrika lag hinter uns.

Es war schon immer meine Absicht gewesen, endlich wieder einmal die alte deutsche Heimat zu besuchen. Die Olympiade 1936 gab uns hierzu einen willkommenen Anlass. Schon Ende 1935 begannen wir mit den Reisevorbereitungen. Da wir die Fahrt um die Ostküste Afrikas noch nicht kannten, beschlossen wir, auf dem Dampfer "Tanganjika" der Deutschen-Afrika-Linie unsere Plätze zu buchen. Die Hauptsache war für mich, einen geeigneten und tüchtigen Vertreter für die Zeit unserer Abwesenheit zu finden. Es gelang mir, in der Person eines Herrn Schiller, der mir als tüchtig bekannt war, den richtigen zu finden. In Windhoek lernte ich zufällig einen Herrn kennen, der Groß- und Kleinvieh gegen Zahlung in Deutschland kaufen wollte. Nach Rücksprache mit dem deutschen Konsul erhielt ich die Genehmigung, diese Transaktion vorzunehmen. Es handelte sich um einen Betrag von rund 10000 Mark, der auf mein Konto bei der Deutschen Bank in Hamburg überwiesen wurde.

Als die Bestätigung erfolgte, erhielt der Betreffende sein Vieh ausgehändigt. Durch diese Maßnahme war ich aller Devisenschwierigkeiten enthoben.

Der Damm führte Wasser, die Felder waren bestellt. Wir konnten unbesorgt unsere Reise antreten. Herr Schiller hatte Anweisung, keinerlei Neuanlagen vorzunehmen und hatte nur alles weiter zu erhalten. In Swakopmund entschieden wir uns, unseren Sohn Gerd nicht mitzunehmen. Er sollte weiter die Schule besuchen und die Ferien bei meinem Schwager Herbert Schäfer auf der Farm Success verleben. Bereits in Kapstadt konnte ich die Eintrittskarten zu allen Veranstaltungen der Olympischen Spiele bei der Agentur der Woermann-Linie erhalten. In Deutschland brauchte ich mich später nicht mehr deswegen zu bemühen, eine Maßnahme, die sich dann auch als sehr richtig erwies, da schon lange vor Beginn der Olympiade alle Eintrittskarten ausverkauft waren. In den zahlreichen Hafenstädten, die wir anliefen, machten wir die herrlichsten Ausflüge und die Reise wurde damit für uns ein großes Erlebnis. Meine Frau hat die ganze Fahrt sehr schön in einem Tagebuch festgehalten. Wir machten Fahrten durch das ganze Deutsche Reich, so dass wir erst jetzt die alte Heimat richtig kennen lernten. Bei der Olympiade besuchten wir alle Veranstaltungen. Alle Verwandten in Diekmannshausen und in Hamburg suchten wir auf.

Mit der "Usukuma" trafen wir nach insgesamt 9 Monaten Abwesenheit, über die Westküste in Walfish Bay ein. Unser Vertreter, Herr Schiller, hatte seine Sache in Hamakari sehr gut gemacht. Eine schöne Ernte war eingebracht, und auch das Vieh befand sich in bestem Zustand.

Die Eindrücke, die wir in Deutschland gewonnen hatten, waren so vorzüglich, dass wir beschlossen, unseren Sohn Gerd sobald wie möglich nach Deutschland in die Schule zu geben. Im Februar 1937 schickten wir ihn nach Deutschland und gaben ihn in die Hermann-Lietz-Schule nach Haubinda in Thüringen. Dieses Landeserziehungsheim hatte den allerbesten Ruf, es fehlte nur der englische Unterricht. Da wir ja hier in Südwest die Kenntnis dieser Sprache sehr gut gebrauchen können, und Gerd auch bereits fünf Jahre in Swakopmund englischen Unterricht gehabt hatte, legten wir auf eine Fortsetzung der englischen Stunden den größten Wert. Von der Schule wurde daher ein Lehrer für die englische Sprache angestellt, bei dem der Junge während der ganzen Zeit einen sehr

guten Unterricht erhielt.

Durch die vielen schönen Bauten und Villen in Deutschland an- geregt, beschlossen wir nun die Errichtung eines wirklich guten und komfortablen Farmgebäudes. Ich setzte mich daher mit verschie- denen Architekten in Verbindung und entschied mich nach langer, sorgfältiger Planung für den Entwurf eines Herrn Kock, Windhoek. Mit aller Macht ging es an die umfangreichen Vorbereitungen. Für das Fundament mussten die gesamten Klippen weit vom Waterberg herangeschafft werden, da es ja auf Hamakari weit und breit keinen Stein gab. Auch genügend Backsteine ließ ich in genügender Zahl brennen. Mit dem eigentlichen Bau sollte dann erst im nächsten Jahre begonnen werden. Die Möbel gab ich bei dem Tischlermeister Scheidt in Grootfontein in Auftrag. Das kostbare Schiwholz hatte in der Zwischenzeit genügend Zeit zum Ablagern und Trocknen gehabt.

Auf Grund der Erzählungen eines Jagdfreundes von uns, der viel von seiner wunderbaren Fahrt zum Sambesi schwärmte, fasste ich den Entschluss, im nächsten Jahr Angola zu besuchen. Unser Auto, das bislang aus Sparsamkeitsgründen immer noch mit Holzgas gefahren hatte, war auf Benzin umgestellt worden. Gründlich überholt, lief der Wagen jetzt wieder zufriedenstellend. Da aber das alte Fahrzeug für eine so große Fahrt bis nach Angola doch schon zu gebrechlich war, schafften wir uns 1938 einen fast neuen 3/4-Tonner International-Lieferwagen an, den wir preiswert kaufen konnten.

Für den Neubau hatte ich in der Zwischenzeit den Maurer de Jager angenommen, einen Buren, der sehr gut arbeitete. Bis Ende Juli stellte dieser das Fundament bereits fertig. Unsere für den Monat Juli verabredete Angolatour fand trotz des Bauvorhabens statt. Zu- fällig kam am Tage der Abfahrt eine Frau Tappe zu uns, um vor- übergehend eine Bleibe zu suchen. Das passte ausgezeichnet, denn dadurch erwuchs meiner Frau eine wertvolle Hilfe.

Als dritten Reisegefährten hatten wir Herrn Düwel gewonnen, der zusammen mit unserem Bekannten, Herrn Ariens aus Windhoek, die Kosten für Benzin und Öl übernahm, während ich das Auto zur Verfügung stellte. Im Juli traten wir drei dann die Fahrt an. Als Hauptziel war Alto Cubal, wo mein Vetter Friedrich Wilhelm Wichmann wohnte, in Aussicht genommen. Hochinteressante Ein- drücke konnten wir während der vierwöchigen Reise sammeln. Leider mussten wir schon frühzeitig zurückkehren, da Herr Ariens

nicht länger Urlaub hatte. Die Heimfahrt über die Etoschapfanne und Outjo ging ohne Zwischenfälle glücklich zu Ende.

Während der ersten Hälfte des Jahres 1937 konnte ich die Farm Otjipoto sehr günstig für 15000 Schillinge, die bar bezahlt wurden, erwerben. Diese Farm grenzte an Siegerland und Hollywood, fügte sich also sehr gut in meinen Gesamtwirtschaftsbetrieb ein. Ein einfaches Wohnhäuschen und eine Tränke mit Brunnen und sehr viel Wasser standen bereit. Ich hatte nur noch für die Einzäunung zu sorgen.

In Angola hatte ich neben so manchen praktischen Arbeitsmethoden auch die Herstellung guter Ziegelsteine kennen gelernt. Dort wird ganz fetter Lehm zum Ziegelstreichen benutzt. Nach dem Ausbreiten der Rohlinge werden diese sofort mit einer dicken Schicht Gras bedeckt, damit sie ganz langsam in der Sonne trocknen und nicht durch einseitige, zu schnelle Erhitzung reißen. Durch dieses einfache Verfahren wurden die Steine zum Neubau ganz erstklassig und die Handwerker wunderten sich über das gute Material, das sie verarbeiteten. 50000 Stück sind im ganzen vermauert worden. Mit Herrn de Jager als Maurer hatte ich einen sehr guten Griff getan. Seine Arbeit verrichtete er zu meiner vollsten Zufriedenheit. Fenster und Türen fertigte der Tischlermeister Scheidt in Grootfontein zu einem Teil auch aus Schiwiholz an, so dass diese später vorzüglich mit den Möbeln übereinstimmten. Nach einer Bauzeit von 5 Monaten bezogen wir Anfang 1939 dann den wirklich sehr gut gelungenen Neubau. Außer mit neuen Möbeln wurde er mit den notwendigen modernen Geräten, wie Elektrolux-Kühlschrank und dergleichen eingerichtet. Nur ein schöner Gartenzaun fehlte noch. Dieser sollte ein Schmuckstück werden. Deshalb ließ ich gute rote Sandsteinklippen vom Waterberg heranholen, die, sorgfältig behauen und fehlerfrei gesetzt, eine sehr schöne Mauer ergaben. Wie staunte da unser Sohn, als er im Mai 1939 mit der Obersekundareife in der Tasche zu uns nach Südwest zurückkam. Er war in den beiden Jahren so gewachsen, dass wir ihn kaum wiedererkannten. Natürlich war unsere Freude riesengroß, den Jungen wieder bei uns zu haben. Außerdem konnten wir wirklich von Glück sagen, dass er schon jetzt zurückkehrte, denn ein paar Monate später wäre seine Rückkehr wohl nicht mehr möglich gewesen.

Mitten in diese Aufbauarbeiten fiel plötzlich der Kriegsausbruch. Unter allergrößter Spannung verfolgten wir die sich jetzt abwickelnden Ereignisse am Radio. Auf den Landkarten wurde der Vormarsch der deutschen Truppen bis zu dem raschen Siege über Polen verfolgt. Dann trat eine verhältnismäßig ruhige Zeit ein.

Mit Beginn der Regenzeit begannen wir mit vereinten Kräften die Bestellung der Felder. Für das neue Haus fehlte uns noch eine Lichtenanlage, die wir dann zufällig in Omaruru beschaffen konnten. Es war eine 55-Volt-Anlage mit 8-PS-Dieselmotor. Auch eine große Marmorschalttafel gehörte dazu. Unser Gerd konnte dabei seine gute praktische Veranlagung unter Beweis stellen. Fast die gesamte elektrische Installation wurde von ihm ausgeführt. Zu Weihnachten 1939 brannte zum ersten Male in Hamakari elektrisches Licht. Nun war unser Haus wirklich hochmodern und mit allem Komfort der Neuzeit eingerichtet. Kalt- und Heißwasserversorgung, wie auch ein Telefon fehlten nicht. Für das Tor der roten Sandsteinmauer ließ ich große handschmiedeeiserne Tore anfertigen. Mit fünf Hakenkreuzen wurden sie verziert. Diese Hakenkreuze gaben bei der zunehmenden Verhetzung im Laufe des Krieges dann auch den Anlass zu meiner Internierung am 21. Juni 1940. Unter dem Vorwand, irgendwelche Untersuchungen über angebliche Unregelmäßigkeiten bei der Molkerei in Rietfontein vornehmen zu wollen, erschien etwa 14 Tage vorher ein Kriminalbeamter aus Windhoek, um in Hamakari herumzuspüffeln. Obwohl ich ihm immer wieder versicherte, mit der ganzen Sache nichts zu tun zu haben, ich fühle mich nicht betrogen usw. reiste er nicht ab. Endlich fuhr der Detektiv unverrichteter Sache weiter nach Rietfontein und kam 8 Tage später wieder mit der Erklärung, dass ich um fünf Pfund benachteiligt worden sei. Mitten in unsere Verhandlungen, die mir völlig unverständlich waren, fuhr dann ein Auto mit drei Polizisten auf den Farmhof. Alles wurde gründlich durchsucht, aber nichts Belastendes gefunden. Im Verlauf der Haussuchung ging plötzlich im Zimmer unseres Sohnes ein Schuss los. Alles stürzte dort hin und jeder glaubte, ein Unglück sei geschehen. Ein Polizist hatte in einer Schublade eine Scheintotpistole gefunden und hatte sie abgedrückt. Lediglich ein paar Bücher wurden beschlagnahmt. Beim Verlassen des Hauses erregte natürlich das Hakenkreuztor den Unwillen der hohen Polizei. Das Tor wurde beschlagnahmt und alle meine Proteste halfen mir nichts. Wir alle wussten, dass jetzt meine Internierung feststand.



Farmhaus Otjikongo, 1940.

Meine Frau packte sofort den Koffer, damit wir, wenn es soweit sei, mit der Packerei nicht lange Zeit verloren. Alles ging seinen gewohnten Gang weiter. Etwa 3 Wochen später sollte in Windhoek eine an Siegerland grenzende Farm zur Versteigerung kommen. Da ich großes Interesse an der Erwerbung dieser Farm hatte, beantragte ich in Otjiwarongo ein Permit für die Reise nach Windhoek, das mir auch anstandslos bewilligt wurde. Da wir auf Siegerland gerade etwas zu tun hatten, wollte ich die Fahrt gleich mit einem Besuch dieser Farm verbinden. Auf der Weiterreise machten wir in Okahandja Station, um dort im Hotel Schwartzkopf zu übernachten. Mir unterlief damit insofern ein Fehler, als wir schon einen Tag früher im Bezirk Okahandja waren, als das Permit vorsah. Als wir am nächsten Morgen beim Frühstück saßen, erschien ein Polizist und erklärte, wir möchten doch vor unserer Weiterreise noch im Polizeibüro vorsprechen. Es stand für uns jetzt fest, dass man mich internieren würde. So war es dann auch. Kaum hatte ich die Polizeistation betreten, da wurde ich auch schon für verhaftet erklärt. Meine arme Frau musste sofort das Gebäude verlassen. Ihre Bestürzung kann man sich vorstellen. Nur mit Mühe gelang es mir, durchzusetzen, wenigstens noch mit dem Auto nach Windhoek fahren zu dürfen, um dort einen Fahrer zu besorgen, da Gertrud selbst nicht Auto fahren konnte. Der uns zur Bewachung mitgegebene Polizist tröstete uns, wir sollten nur nicht traurig sein,

der Krieg dauere nicht mehr lange. Auch er habe im Burenkrieg als kleiner Junge mit seiner Mutter im Kamp gegessen.

In Windhoek gestattete mir der gute Mann, noch meine Geschäfte zu ordnen. Schnell ließ ich in der Bank meiner Frau eine Bankvollmacht ausstellen, bezahlte dort meine restlichen Schulden und machte noch ein paar dringende Einkäufe in der Stadt. Nach vieler Mühe gelang es mir auch, einen Kraftfahrer zu besorgen, der meine Frau einige Tage später zurückbringen sollte.

Dann ging es ans Abschiednehmen. Ich musste hinauf zum alten Funkturm, der früheren deutschen Radiostation, wo das Internierungslager eingerichtet war. Mit großem Hallo begrüßten mich die bereits eingelieferten deutschen Kameraden, die mir bei meiner Unterbringung in einem Zelt auf das freundlichste halfen. Staunen musste ich über das gute Essen, das uns vorgesetzt wurde. Erst später erfuhr ich, dass der größte Teil der Zutaten aus Lieferungen unserer deutschen Landsleute stammte. Ein paar Leidensgefährten, die etwas von dem Geschäft verstanden, hatten die Kocherei übernommen. Fürs erste ging mir persönlich noch alles durcheinander, keinen klaren Gedanken konnte ich fassen. Die Frage, was nun eigentlich werden sollte, ließ mich des Nachts keinen Schlaf finden. Meiner Frau erging es ebenso, waren doch mit einem Schlage zwei glückliche Menschen auseinandergerissen worden. Aus dem Besuch der Auktion, auf der ich unter allen Umständen die bewusste Farm ersteigern wollte, wurde natürlich nichts. Ich war jedoch heilfroh, erreichen zu können, dass meine Frau mich am nächsten Morgen noch einmal kurz besuchen durfte, um den eventuellen Farmkauf mit ihr besprechen zu können. Sie nahm dann auch an der Auktion teil, die aber für uns ergebnislos verlief, da der Preis dann doch zu hoch war. Der Platz hatte zudem schlechten Boden und für mich hatte er nur insofern Wert, weil er an Siegerland angrenzte.

Im Lager war auch eine umfangreiche Bibliothek, und viele Vorträge wurden gehalten. Für genügend Unterhaltung war also gesorgt. Auch eine Zeitungsschau unterrichtete uns über das Weltgeschehen. Wir erwarteten inzwischen weitere Internierte, die jedoch zu unserer großen Verwunderung in den nächsten Tagen nicht eintrafen. Eines Morgens erschien mit aufgeflepptem Bajonett im Kamp ein Kommando Soldaten und forderte sämtliche Insassen auf, schnell zu packen und alles zum Abtransport fertig zu machen. Unser Lagerführer Dr. Hirsekorn, ein in ganz Südwest

bekannter Anwalt, lehnte jedoch diesen überstürzten Aufbruch ab, und tatsächlich glückte es ihm nach längeren Verhandlungen mit dem Lagerkommandanten, ein paar Stunden Aufschub zu erreichen. Unsere Landsleute hatten unterdessen von unserem Abtransport erfahren. Sie und besonders die Frauen der Internierten begleiteten in Autos noch ein ganzes Stück unter vielem Winken den Zug. Unser Ziel war uns noch immer nicht bekannt. Endlich nach 1,5 Tagen erreichten wir die Station Border.

In dem nahegelegenen Internierungslager Andalusia in Transvaal sollten wir jetzt für lange Zeit untergebracht werden. Für wie lange, wussten wir damals Gott sei Dank noch nicht. Wir glaubten doch alle an ein schnelles, siegreiches Ende des Krieges.

Zu Anfang befanden wir uns mit etwa 200 Mann in Andalusia. Von meiner Verwandtschaft teilten noch mein Bruder Adolf und meine beiden Schwager Herbert Schäfer und Wilhelm Lorang hier mit mir das gleiche Los. Mit durchschnittlich 12 Insassen waren wir in kleinen Holzbaracken untergebracht und schliefen in Weiß bezogenen Betten. Im Laufe der Zeit richteten wir unsere Behausung mit allen möglichen Sachen, die wir uns von unseren Angehörigen schicken lassen durften, auch ganz gemütlich ein. Die Verpflegung war gut und reichlich. Kochkundige Kameraden in der Küche gaben sich alle erdenkliche Mühe, das Essen so schmackhaft wie möglich zu machen. Außerdem konnte jeder in der reichhaltigen Kantine zu angemessenen Preisen dazukaufen, was er an Ess- und Rauchwaren haben wollte. Nur Alkohol gab es nicht. In der ersten Zeit erhielten wir hin und wieder pro Kopf eine Flasche Bier, das hörte aber bald auf. Pakete mit Lebensmitteln und Dingen des täglichen Bedarfes durfte man sich schicken lassen. Alles zusammen genommen, hatten wir es unvergleichlich besser als unsere Schicksalsgenossen in Europa.

Immer länger dauerte der Krieg, immer mehr Internierte strömten im Lager zusammen. Zu uns Deutschen aus Südwest und der Union kamen jetzt noch die Besatzungen der aufgebrachten deutschen Dampfer und eine Reihe zu deutschfreundlicher Afrikaner, die sicherheitshalber festgesetzt wurden.

Schon längst langten die 250 Betten nicht mehr. Unser alter gutmütiger englischer Lagerkommandant entschuldigte sich damit, dass alles noch nicht fertig sei und immer neue Baracken aufgestellt werden müssten. Zum Schluss des Krieges mögen wir 5-6000 Internierte gewesen sein. Allein auf Andalusia kamen 2000. Der Rest verteilte sich auf die Lager Bavianspoort bei Pretoria und Koffiefontein in Transvaal.

Nun zurück zu den Meinen. Meine Frau hatte zunächst keine Ahnung, wohin ich abtransportiert worden war. Erst nach 4 Wochen erhielt ich Post und Pakete von ihr. Schreiben durften wir zweimal in der Woche, aber unbegrenzt Post empfangen, was sehr wesentlich war. Gertrud, durch die Buchführung, die sie seit Jahren selbständig in der Hand hatte, völlig über den Geschäftsgang der Farmen orientiert, war nun zu meiner großen Beruhigung in der Lage, auch ohne mich den großen Betrieb zu leiten. Gerd half ihr trotz seiner Jugend sehr. Besonders der technische Teil fiel ihm ganz zu, war das doch sein Spezialfach, in dem er ganz Vorzügliches leistete.

Im Herbst 1941 erkrankte meine treusorgende Vertreterin ernstlich. Einer vom Arzt für unerlässlich erachteten Operation wollte sich die Gute aber nur dann unterziehen, wenn ich dabei wäre. Tatsächlich setzte der energische Doktor durch ein besonders begründetes Gesuch bei der Administration in Windhoek es auch durch, dass ich aus dem Kamp beurlaubt wurde. Die Operation verlief glatt und nach drei Wochen kehrte ich dann, allerdings mit sehr gemischten Gefühlen, nach Andalusia zurück. Danach setzte aber für zwei Jahre eine strenge Urlaubssperre ein.

Ende 1942 hatte Gertrud Gelegenheit, zwei weitere Farmen, Otjikongo und Ouparakane, mit zusammen 11 000 ha preiswert für 4000 Pfund zu kaufen. Ihre Lage war besonders günstig, da sie an unseren Landbesitz im Sandveld grenzten. Mein Bruder Emil pachtete Otjikongo und verwaltete während meiner Abwesenheit die übrigen vier Sandveldfarmen.

Ende 1944 musste meine Frau erneut operiert werden und wieder setzte der tüchtige Arzt meine Beurlaubung durch.

Das Kriegsende erlebten wir noch in Andalusia. Dann erfolgte unsere Überführung nach Koffiefontein und mehrere Monate später nach Bavianspoort. Erst im Juni 1946 fand unsere sechsjährige Internierung ein Ende. In die Südwester Heimat wurden wir aber

trotzdem nicht entlassen. Wir alle sollten uns zunächst in der Union "akklimatisieren". Zwei Gründe waren wohl für diese Maßnahme ausschlaggebend. Einmal wollte die Regierung nicht, dass plötzlich ein paar tausend Internierter geschlossen nach Südwest zurückkehrten, zum andern -ein wohlüberlegter politischer Schachzug -wäre es für beide Teile von Vorteil, wenn den in Südwestafrika lebenden Deutschen einmal Gelegenheit gegeben wäre, die Afrikaner in der Union kennen zu lernen.

In den Tageszeitungen hatte ein entsprechender Aufruf großen Erfolg. Tausende von deutschfreundlichen Afrikanern, die wohl nicht vergessen hatten, dass einstmals im Burenkrieg die Deutschen auch ihnen geholfen hatten, erklärten sich dazu bereit, die entlassenen Internierten für ein paar Monate bei sich aufzunehmen. Jeder, der eine solche Einladung nachweisen konnte, kam frei. Bald waren die Kamps leer.

Ich wurde von einer wirklich reizenden Familie in Johannesburg aufgenommen. Sofort telegrafierte ich an meine Frau, sie solle mich besuchen kommen. Sie kam umgehend per Flugzeug. War das nach der langen Trennung ein freudiges Wiedersehen! Ich beschaffte für uns beide in einer netten Pension eine Unterkunft, kaufte ein Auto und verlebte so drei glückliche Wochen. Gertrud musste danach wieder auf die Farm reisen, um dort weiter nach dem Rechten zu sehen. Ich musste noch drei Monate warten, bis auch mir die Genehmigung zur Rückkehr nach Südwest erteilt wurde. Der Wagen konnte verladen werden, und per Bahn fuhr ich nach Hause.

Ich fand alles in bester Ordnung vor. Das Vieh hatte sich vermehrt, der Betrieb auf all meinen Farmen ging gut, so dass ich mich sofort energisch in die weiteren Aufbauarbeiten stürzen konnte.

Mein Sohn Gerd, der sich 1945 mit Fräulein Gisela Bohrer, der Tochter eines Kaufmannes aus Omaruru, verlobt hatte, war zur weiteren Ausbildung in die Union gegangen. Nach seiner Rückkehr heiratete er im Mai 1947 am Tage unserer Silberhochzeit. Wir bekamen hiermit eine ganz besonders liebe Schwiegertochter. In den Jahren 1948, 1949 und 1955 wurden unsere drei sonnigen kleinen Enkelinnen geboren. Die Ältteste, Hella, erblickte das Licht der Welt am 18. Februar 1948, die zweite wurde am 25. März 1949 geboren und erhielt den Namen Edla. Fast sechs Jahre später, am 25. Januar 1955, schenkte unsere Schwiegertochter der jüngsten

des "Dreimädelhauses", Monika, das Leben.

Mein Bruder Emil, der ja während meiner Internierung meine Farmen im Sandveld verwaltet hatte, erhielt von der Regierung eine Weidelizenz für einen 5 000 ha großen Platz, der an meinen Besitz grenzte. Bereits einige Jahre später konnte er dieses Land als Farm "Wildernis" käuflich erwerben.

Im Jahre 1948 hatte ich einen zweiten Lastwagen, einen 1Tonner International, sowie eine Nash-Luxuslimousine gekauft. Mit dem neuen Personenwagen machte ich dann mit Gertrud eine Erholungsreise nach Kapstadt, mit der noch ganz unbestimmten Absicht, mich in dieser schönen Gegend nach einem eventuellen Ruhesitz umzusehen. Ganz zufällig traf ich in einem Laden einen Häusermakler, mit dem ich ins Gespräch kam. Er hatte gerade das, was ich suchte, an der Hand. Nach zwei Stunden war ich Besitzer einer Villa in der besten Gegend von Kapstadt.

Dieser Kauf war keine Enttäuschung. Vier Jahre lang haben wir dort unsere Ferien verbracht und per Auto Fahrten in die herrliche Umgebung, sowie in die ganze Union unternommen.

1952 besuchten wir auf einer solchen Reise die befreundete Familie des Grafen zu Castell im Bezirk Gibeon. Diese Gegend sagte mir sehr zu, weil in farmwirtschaftlicher Hinsicht dort die allerbesten Bedingungen, in erster Linie für die Karakulzucht, vorlagen. Hier hätte ich sehr gern eine weitere Farm dazugekauft.

Mein Haus in Kapstadt schien auch anderen Leuten zu gefallen. Immer wieder wurde die Frage an mich gerichtet, ob ich es nicht abgeben wolle. Als mir dann der von mir verlangte Preis geboten wurde, entschloss ich mich zum Verkauf. Gleichzeitig hatte ich zwei Eisenbahnzüge mit ca. 360 Schlachtochsen unterwegs nach Kapstadt, die einen außergewöhnlich hohen Preis erzielten. Es erhob sich jetzt die Frage, wie ich diese Gelder am besten anlegen sollte. Da traf wie gerufen ein Brief vom Grafen Casteil ein, in dem er mir eine sehr günstig zur Bahn gelegene Farm "Kameelhaar" im Bezirk Gibeon äußerst preiswert anbot. Ich kannte ja diese gute Gegend, griff daher sofort zu und kaufte diesen Platz ungesehen. "Kaufe Farm gegen Kasse" lautete meine telegrafische Antwort. So erwarb ich die 14000 ha große Farm Kameelhaar für 14 500 Pfund Sterling.



Wilhelm Diekmann und Frau Gertrud in Windhoek am 10.12.1958.

Zwei Wochen später erfolgte die Besichtigung, auf die meine Frau und ich schon sehr gespannt waren. Aber wie angenehm wurden wir überrascht, als wir wirklich einen tadellosen Betrieb vorfanden. Besonders die gute Karakulherde gefiel mir. Bei unserer späteren Rückfahrt von Kapstadt kaufte ich infolgedessen von den vorhandenen 1 500 Mutterschafen 1 000. Diese wurden dann der Stamm der vorzüglichen Karakulzucht. Auch die dort beschäftigten, mit den Verhältnissen vertrauten Eingeborenen-Arbeiter, lauter in der Schafzucht groß gewordene Hottentotten, übernahm ich. Der Betrieb lief jetzt auf meine Rechnung wie bisher weiter. Nach zwei Tagen anstrengender Arbeit war die Übergabe beendet. Mit der vorläufigen Verwaltung betraute ich die Gräfin zu Castell.

Nach zufriedenstellender Erledigung all dieser Geschäfte beschloss ich nun, meinen schon seit langem gehegten Wunsch, mit meiner Frau eine Deutschlandreise zu unternehmen, in die Tat umzusetzen. Ich hatte ja in meinem Sohn Gerd und unserer lieben Schwiegertochter Gisela gute Vertreter. Durch gute Beziehungen glückte es mir auch, auf dem neuen deutschen Motorschiff "Atlantik" Plätze zu belegen. Meinen großen Personenwagen nahm ich der Bequemlichkeit halber mit.

Nachholen möchte ich noch, dass ich im Jahre 1950 auf einer Urlaubsreise ein wertvolles direkt an der See gelegenes Haus in Swakopmund kaufte. Drei Zimmer behielten wir für uns persönlich, der Rest wurde vermietet, damit das Gebäude nicht das ganze Jahr über leer stehen musste.

Im Jahre 1932 kehrte meine Mutter aus Deutschland nach Südwest zurück. Sie lebte abwechselnd bei ihren Kindern. Auf einer Besuchsreise starb sie 1937 in Durban. Ihre Asche wurde in einer Urne neben dem Grabe meines Vaters in Otjiwarongo beigesetzt.

Im Dezember des Jahres 1950 verstarb meine Schwiegermutter, Frau Emma Schäfer. Fast 20 Jahre hatte sie bei uns gelebt. Sie wurde 76 Jahre alt. Auf unserem schönen Familienbegräbnisplatz in Hamakari betteten wir sie zur letzten Ruhe.

Mit der Hauptgrund unseres Deutschlandbesuches war das Augenleiden meiner Frau. Deutsche Fachärzte sollten durch eine Operation diese Krankheit heilen. Es handelte sich um einen grünen Star, der leider zu spät erkannt wurde. Die Operation durch Professor Mehlius in Hamburg hatte daher nicht den gewünschten Erfolg.

Nach fünf Monaten herrlicher Deutschlandzeit, verbunden mit den Besuchen all der vielen Verwandten, kehrten wir dann im Dezember 1952 nach Südwest zurück. Unser Auto ließen wir in Deutschland zurück, denn Gerd und Gisela, seine junge Frau, fuhren im März 1953 ebenfalls nach Deutschland, um hier in der alten Heimat ihrer Eltern fünf herrliche Monate zu verleben. Die beiden Enkelinnen Hella und Edla betreuten wir Großeltern nur allzu gerne in Hamakari.

Damit endet vorläufig die Chronik meiner Familie. Der Vollständigkeit halber füge ich in folgenden Zeilen in kurzen Umrissen die Geschichte meiner Geschwister bei.

Mein nächstfolgender Bruder, Karl, ging 1923 zur Ausbildung als Mechaniker nach Deutschland. Da er einen Transport Schlachtochsen begleitete, hatte er die Überfahrt frei. Bereits 10 Jahre später verstarb er an einer Blutvergiftung, die er sich bei der Arbeit durch eine Verletzung zugezogen hatte. Auf dem Friedhof in Schweiburg bei Diekmannshausen liegt er begraben.

Schwester Else hatte nach 18jähriger Ehe mit Wilhelm Lorang einen Sohn, Helmut, geboren. Der Junge starb aber 1943 an einer Darmgrippe. Während der 6jährigen Internierung ihres Mannes führte sie den Farmbetrieb auf Okawaka mustergültig weiter. Sie erwarb außer einer weiteren Farm noch mehrere Wohnhäuser in Otjiwarongo. 1949 starb sie an Krebs und wurde auf ihrer Farm Okawaka zur letzten Ruhe gebettet.

Gustav, genannt Hans, damit keine Verwechslungen mit dem Vater Gustav auftraten, fuhr 1926 zu seiner Verheiratung nach Deutschland. Ich baute, wie bereits erwähnt, in seiner Abwesenheit für ihn das Wohnhaus auf Klein-Hamakari, unserer Nachbarfarm, fertig. Er hatte zwei Söhne Helmut und Fritz Ekkehard. Nach Besuch der Schule erlernte der ältere den Maurerberuf, der jüngere den Mechanikerberuf. Gustav verstarb im Jahre 1951 ganz plötzlich im Alter von 56 Jahren an einem Gehirnschlag. Er liegt auf Klein-Hamakari begraben. Seine beiden Söhne führen Jetzt mit der Mutter den großen Farmbetrieb weiter.

Nach Besuch der Schule in Omaruru und Otjiwarongo erlernte Käthe bei verschiedenen Familien die Hauswirtschaft. Bei dieser Gelegenheit machte sie in Windhoek die Bekanntschaft ihres späteren Mannes, Walter Schäfer. Nach der Heirat führten sie zunächst ein Milchgeschäft und dann ein Bauunternehmen. Er baute

auch für mich ein Haus in Otjiwarongo, das später mein Bruder Adolf von mir kaufte. Der Ehe entsprossen zwei Söhne, Helmut und Gerhard. Der älteste führt als tüchtiger Kaufmann in Otjiwarongo ein Herrenkonfektionsgeschäft, der zweite ist Mechaniker. Beide sind jetzt in Otjiwarongo verheiratet. Schäfer selbst erwarb inzwischen in der Nähe der Stadt die Farm Nordland. Nachdem er dort genügend Wasser erschlossen hatte, geht es ihm als Farmer recht gut.

Adele heiratete einen Polizeibeamten Krüger in SWA. Als er als deutscher Beamter nach dem ersten Weltkriege nach Deutschland repatriiert wurde, ging sie mit ihrem Mann nach Deutschland. Sie hatten einen Sohn, der nach dem baldigen Tode des Mannes von Wilhelm Lorang adoptiert wurde. Er ist im zweiten Weltkrieg als deutscher Flieger in Norwegen gefallen. Adele hat in ihrer zweiten Ehe mit meinem Schwager Hugo Schäfer, dem Bruder meiner Frau, die Verwandtschaftsbande doppelt gefestigt. Im Jahre 1925 heiratete sie ihren zweiten Mann. Mit ihm wanderte sie nach Kalifornien aus. Sie hatten zwei Kinder, Hugo und Lilian. Ihr Mann starb schon nach einigen Jahren. Als Witwe lebt sie mit ihren Kindern in San Francisco. Lilian heiratete einen Forstmann, Hugo ergriff den Beruf seines Vaters und wurde gleichfalls Ingenieur bei einer amerikanischen Telegrafenkompagnie.

Heinrich hatte in Deutschland das Stellmacherhandwerk erlernt. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1927 trat er in die Firma Gebrüder Diekmann in Otjiwarongo als Teilhaber ein. Der dortige Wagenbau mit Garage und Schmiede wurde weiter ausgebaut und ein herrliches Wohnhaus errichtet. Er heiratete Fräulein Martha von Reeken aus Diekmannshausen. Die Ehe blieb kinderlos. In der wirtschaftlich schlechten Zeit ging er nach Durban zu einem deutschen Bauunternehmer. Aus gesundheitlichen Gründen reiste er 1939 mit seiner Frau nach Deutschland. Er wurde hier von dem 2. Weltkrieg überrascht und kehrte erst 1949 nach Südwest zurück. Nur um einmal "nachzufragen", ging er in Windhoek in den Tintenpalast, das Regierungsgebäude, um sich nach einer eventuellen freien Farm zu erkundigen. Wider alles Erwarten erhielt er sofort eine Weidelizenz, angrenzend an unsere Farm. Diesen Platz "Friesenhof" konnte er schon ein Jahr später käuflich erwerben. Er konnte seine Farm zu einem sehr schönen Betrieb ausbauen;

Burkhard erlernte in Deutschland das Schlosserhandwerk. Nach Beendigung seiner Lehre kehrte er im Jahre 1927 nach Südwest



Herr Wilhelm Diekmann beim Tanz mit der Frau seines Farmverwalters Stürenberg, Windhoek 1964.

zurück und wurde Teilhaber der Firma Gebrüder Diekmann in Otjiwarongo. Nachdem auch für ihn ein Wohnhaus fertiggestellt war, heiratete er Fräulein Erna Willers aus Varel in Oldenburg. Er hat zwei Töchter, Hannelore und Heide. Seine Frau verstarb 1945 an Kopfmalaria. Burkhard heiratete zum zweiten Male eine Inge Schulz. Diese Ehe blieb kinderlos. Kurz vor dem letzten Kriege hatte er noch die Farm Hazeldene bei Otjiwarongo erworben.

Hertha besuchte die Schule in Diekmannshausen. Sie erlernte zunächst die Hauswirtschaft und ging dann 1923 zu Verwandten nach San Francisco. Dort heiratete sie John Konings, einen Hausverwalter und späteren Hausbesitzer. Sie hatte zwei Kinder, einen Sohn Kent und eine Tochter Rosemarie, die sich 1953 verheiratete. Kent ging noch zur Schule. Hertha starb schon mit 46 Jahren an Krebs. Ihre Asche wurde von der "Golden Gate"-Brücke in den Pazifik gestreut. Ihrem Wunsche entsprechend, spielte die Musik bei der Trauerfeier einen Straußchen Walzer. Die Verstorbene war wegen ihrer Frohnatur überall beliebt, und hat als vermögende Frau viel Gutes getan.

Adolf machte in Deutschland als Schmied eine schwere Lehre durch. 1926 nach Südwest zurückgekehrt, übernahm er den väterlichen Betrieb in Otjiwarongo. Er ist der eigentliche Gründer der Firma Gebr. Diekmann. 1932 verheiratete er sich mit Fräulein Wilma Zingel. Der Ehe entsprossen zwei Kinder, Rüdiger und Wiltrud. Nach Ausscheiden der Brüder Heinrich, Burkhard und Emil führt er den großen Betrieb unter dem alten Namen weiter. Sein Sohn Rüdiger war bei ihm in der Lehre.

August lernte in der Schule etwas schwer. Zuerst wurde er Maler und dann Schlachter, wozu er sich auch viel besser eignete. Aus Deutschland nach Südwest zurückgekehrt, betätigte er sich zunächst als Viehhändler und Schlachter. Einige Zeit hielt er sich in Kapstadt auf. Dann übernahm er die Großschlachtereier der Gebrüder Diekmann in Otjiwarongo fürs erste als Angestellter, um später den gesamten Betrieb käuflich zu erwerben. Im Jahre 1933. verheiratete er sich mit Fräulein Mieke Netzei, seiner sehr geschäftstüchtigen Frau. Der Ehe entstammen zwei Söhne, Ulf und Rainer, die die Schule in Kapstadt und Otjiwarongo besuchten. Mit Hilfe seiner tüchtigen Frau brachte August die Schlachtereier zur großen Blüte. Jetzt hat er das Fleischergeschäft verpachtet und widmet sich ganz seinen inzwischen erworbenen drei Farmen.



Herr Wilhelm Diekmann mit seiner Frau Jutta, geb. Holtz. Windhoek. 15.4.1981.

Emil hat in Neuenburg bei Varel den Kaufmannsberuf erlernt. Im Anschluss daran war er nach England gegangen, um sich in der englischen Sprache zu vervollkommen. Nach seiner Rückkehr nach Südwest erlernte er außerdem bei der Firma Gebrüder Diekmann in Otjiwarongo das Tischlerhandwerk. In den schlechten Zeiten fuhr er mit Heinrich nach Durban, wo die beiden Brüder in eine Baumaterialienhandlung eintraten. Bereits nach einigen Jahren konnte Emil sich dort eine Villa bauen und Anni von Reeken, eine Schwester von Martha, heiraten. Wenige Tage nach dem Einzug des junges Paares in ihr neues Heim brach der Krieg aus. Schnell packte er all seine Sachen, übergab sein Haus einem befreundeten nationalen Afrikaner und flüchtete nach Südwest. Von dem Erlös des bald darauf verkauften Hauses in Durban kaufte er Vieh und zog zu Burkhard. Als dort in einem schlechten Regenjahr die Weide knapp wurde, siedelte er zu meinem Bruder Gustav, genannt Hans, auf dessen Farm Diekmannshausen am Waterberg über. Da auch dort Wasserschwierigkeiten auftraten, treckte er mit seinem ganzen Vieh nach Otjikongo. Im Jahre 1942 übernahm er diese Farm als Pächter und Verwalter. Hier kam er gut vorwärts, so dass er mit einem großen Viehstock 1947 nach Wildernis ziehen konnte, um sich hier einen eigenen, sehr gut aufgezogenen Betrieb aufzubauen. Emil ist der einzige der vielen Geschwister, der es wieder zu einer großen Familie gebracht hat. Er hat sieben Kinder: Karin, Heiner, Ingrid, Klaus, Anneliese, Rosemarie und Anka. Als jüngster Sohn war er im Testament besonders mit einem Haus in Otjiwarongo bedacht. Auch in Windhoek baute er sich ein großes wertvolles Haus, das er vermietet hat.

Elisabeth besuchte in Diekmannshausen zuerst die Dorfschule und dann die Oberrealschule in Varel. Mit 18 Jahren heiratete sie einen Oberlehrer Alwin Meyer aus Jaderberg bei Varel. Bereits nach zweijähriger Ehe verstarb ihr Mann an einer Kriegsverletzung. Die junge Witwe wurde Krankenschwester und kam mit dieser Ausbildung zurück nach Südwest. Nach kurzem Aufenthalt auf unserer Farm Hamakari übernahm sie die Leitung des "Schwester-Frieda-"Heimes" in Swakopmund. Da Elisabeth sehr reiselustig war, fuhr sie später nach Durban, um dort ihre englischen Sprachkenntnisse zu verbessern. Kurz vor Ausbruch des letzten Krieges reiste sie über Tanganjika nach Deutschland. Hier war sie wieder als Krankenschwester tätig und kam als solche auch nach

Wien. Dort lernte sie ihren zukünftigen zweiten Mann, einen Ingenieur Hans Sorada, kennen, den sie auch bald darauf heiratete. Sorada fiel als Soldat in russische Gefangenschaft und kehrte erst 1948 nach Wien zurück. 1951 wanderte Elisabeth mit ihrem Mann und ihrem inzwischen geborenen Sohn Peter nach Südwest aus.

Zum Schluss dieser Familienchronik möchte ich noch darauf hinweisen, dass im Verlaufe von rund 40 Jahren durch eisernen Fleiß und äußerste Sparsamkeit, die Mitglieder der Familie Diekmann außer umfangreichem Hausbesitz in den verschiedensten Südwester Städten zusammen über 21 Farmen mit insgesamt 135 800 Hektar Land verfügen.

Der jungen heutigen Diekmann-Generation, wie auch besonders den kommenden Angehörigen der Familie halte ich dieses so wahre Goethe-Wort zur Nacheiferung vor Augen:

"Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, Erwirb es, um es zu besitzen!"

## **AUTORENVERZEICHNIS**

**DIEKMANN**, Wilhelm Johannes. Geb. am 10. Dezember 1890 zu Osternburg bei Oldenburg in Deutschland. Wanderte 1908 mit seinem Vater Gustav Diekmann auf dem Reichspostdampfer "Prinzessin" nach Deutsch-Südwestafrika aus. Farmer auf Hamakari und anderen Farmen bis 1957. Lebt seitdem in Windhoek im Ruhestand. Adresse: Postfach 2536, Windhoek 9000, SWA; Wohnung: Hamakari Flats 9, Schützenstraße 6; Tel.: Windhoek 35444.